

Das Schicksal der Juden von Bodersweier

Ein Mahnmal für Freiheit und Menschlichkeit

An die in Bodersweier beheimateten Gefallenen und Vermißten des von den Nationalsozialisten maßgeblich verursachten Krieges erinnert seit 20 Jahren ein Denkmal auf dem Friedhof. Die zivilen Kriegsopfer sind in einer besonderen Gräberreihe bestattet, die von der Gemeinde gepflegt wird. Die im Dritten Reich ums Leben gekommenen Juden sind keine Kriegsopfer, sondern Opfer des nationalsozialistischen Gewaltregimes, das im Namen Deutschlands ihre Vernichtung plante und durchführte. Sie waren gleichberechtigte Bürger, Nachbarn, Bekannte, Väter, Söhne, Mütter, Töchter, die sich in ihrem Menschsein von den Opfern des Krieges nicht unterschieden. Nachdem ihre Namen und ihre Schicksale bekanntgeworden waren, beschloß der Ortschaftsrat, auch für sie einen Gedenkstein zu errichten. Er wurde ausschließlich mit Spenden von Geschäfts- und Privatleuten sowie damaligen Ortschaftsräten finanziert und von Steinmetz Georg Ludwig Greth aus Querbach gestaltet. In Anwesenheit von Juden aus Deutschland, Frankreich und USA, Vertretern des öffentlichen Lebens und vieler Einwohner aus Bodersweier und Umgebung wurde der Gedenkstein am Sonntag, dem 30. September 1984 enthüllt.

Das Schicksal der Juden von Bodersweier

Erinnerung und Mahnung

Dokumentation nach dem Jubiläum „1100 Jahre Bodersweier" 1984

Herausgegeben von
Hans Nußbaum und Karl Britz
1986

Inhalt

Vorwort 3

Geduldet und geachtet, entrechtet und vernichtet
Das Schicksal der Juden von Bodersweier
Hans Nußbaum, Ulrike Nußbaum, Karl Britz 4

Vom Schutzjuden zum gleichberechtigten Gemeindebürger: Herkunft und Stellung im Mittelalter — Schutzbürger in Bodersweier — Die bürgerliche Gleichstellung ab 1862 4

Jüdische Sitten und Bräuche: Der Sabbat und die jüdischen Feiertage — Synagoge, Gemeindehaus und jüdische Lehrer — Das Reinlichkeitsgebot 7

Wie Juden und Christen zusammenlebten: Juden als Geschäftsleute — Gegenseitige Teilnahme, Neckereien, Antisemitismus 10

Die Entrechtung der Juden unter der Herrschaft des Nationalsozialismus: Die allgemeine Stimmung — Die Juden von Bodersweier werden vom Bürgerrecht ausgeschlossen — Die Einweisung ins KZ Dachau und die Verwüstung der Synagoge nach der Reichskristallnacht — Verschärfter Boykott, wachsende Unterdrückung 14

Die endgültige Vernichtung der israelitischen Gemeinde: Bodersweier wird „judenrein" — Gefangen in Gurs, ermordet in Auschwitz 22

Was Überlebende berichten und meinen: Julius Kaufmann — Robert Merklinger — Heinz Marz — Ludwig Merklinger, Meta Weil, Martha Levi 24

Die jüdischen Familien und Handelsgeschäfte in Bodersweier vor dem Dritten Reich — Auflösung der israelitischen Gemeinde durch Tod, Abwanderung und Deportation (Lageplan und Tabelle) 28

Ein Mahnmal für Freiheit und Menschlichkeit
Enthüllung des Gedenksteins für die jüdischen Opfer der Verfolgung 1933 — 1945 am 30. September 1984 auf dem Friedhof Bodersweier 31

„Unsere Worte sind zu gering angesichts des schrecklichen Geschehens." · *Wilhelm Köbel* (Ansprache) 31

Grußwort zum Jubiläum „1100 Jahre Bodersweier" · *Robert Merklinger* 33

„ . . . wissen, was geschehen kann, wenn man die Worte Freiheit und Demokratie nicht ernst nimmt . . . " · *Werner Nachmann* (Ansprache) 34

„Trauerarbeit" · *Klaus Gülker* (Rundfunksendungen) 36

Im Gedenkstein ein Mahnmal sehen · *Kehler Zeitung* (Bericht) 38

„Ohne Erinnerung kann es keine Versöhnung geben."
Richard von Weizsäcker (Ausschnitte aus der Gedenkrede am 8. Mai 1985) 39

„Ihr habt mir die Heimat wieder näher gebracht."
Eine Begegnung in New York im August 1985 · *Karl Britz* 44

Quellen (Texte und Abbildungen) 49

Vorwort

Wenige Monate nach den Feiern zum Jubiläum „1100 Jahre Bodersweier" begingen die betroffenen Nationen den 40. Jahrestag der Beendigung des Krieges in Europa. Dabei kam es schon im Vorfeld zu lebhaften Auseinandersetzungen darüber, wie man in Deutschland der Bedeutung des 8. Mai 1945 am ehesten gerecht werden kann. Denjenigen, die forderten, „Endlich einmal vergessen!", „Die alten Geschichten nicht schon wieder aufrühren!", „Einmal muß doch Schluß sein!" standen die Kräfte gegenüber, die von der „geschichtlichen Wahrheit", der „Verantwortung vor der Geschichte", der „notwendigen Mahnung für die Zukunft", der „ständigen Gefährdung der Demokratie durch den Extremismus" sprachen.

Mit der Entscheidung, die Zeit des Nationalsozialismus, des Zweiten Weltkrieges und der Verfolgung der jüdischen Mitbürger trotz aller Jubiläumsfreude in der Dorfchronik und bei den Feierlichkeiten zu berücksichtigen, haben wir uns in Bodersweier die letzteren Argumente zu eigen gemacht. Dieses Heft will zeigen, wie auch im überschaubaren Umfeld eines Dorfes die Erinnerung an geschichtliche Wahrheit wachgehalten werden kann und wie diese Erinnerung den Weg zur Versöhnung ebnet. Ausschnitte aus der international beachteten Ansprache von Bundespräsident Richard von Weizsäcker zum 8. Mai wurden wegen der engen gedanklichen Übereinstimmung mit unseren Zielen und Motiven in die Broschüre mit aufgenommen.

Das Heft soll jedem Interessenten zugänglich sein, es ist aber im besonderen auch ein Angebot für den Geschichtsunterricht an unseren Schulen. Die Beschäftigung mit Geschichte im Schulunterricht soll das Verantwortungsbewußtsein und die Bereitschaft fördern, bei der Gestaltung unserer demokratischen und freiheitlichen Lebensordnung mitzuwirken. Durch die Anleitung zum sachgerechten Umgang mit historischen Zeugnissen der näheren Heimat soll auf allen Stufen das Interesse an der Lokal- und Regionalgeschichte geweckt und die Verbundenheit mit dem Heimatraum und seinen Menschen gefestigt werden.

Wir hoffen, daß wir mit diesem Heft einen Beitrag zu Verwirklichung dieser wichtigen Bildungs- und Erziehungsziele leisten können.

Bodersweier, im April 1986

Die Herausgeber:
Hans Nußbaum — Karl Britz

Hans Nußbaum — Ulrike Nußbaum — Karl Britz

Geduldet und geachtet, entrechtet und vernichtet

Das Schicksal der Juden von Bodersweier

Vom Schutzjuden zum gleichberechtigten Gemeindebürger

Herkunft und Stellung im Mittelalter

Die historische Heimat der Juden war Palästina. Vertrieben oder von dort ausgewandert, kamen sie über zwei Wege nach Mitteleuropa: als sogenannte Ostjuden über Armenien, Rußland, Polen und die Balkanländer oder als Westjuden über Spanien, Portugal und Südfrankreich. Um Christi Geburt waren sie über das ganze Römerreich als Heereslieferanten verbreitet. Die Geschichte der Juden in Deutschland war jahrhundertelang geprägt von Mißtrauen und Unterdrückung. Auf das jeweils für die Christen geltende Recht konnten sie sich nicht berufen; so waren sie der Willkür ausgeliefert. Allein der Landesherr konnte ihnen in gewissem Umfang Schutz durch Sonderrechte gewähren, wofür sie allerdings Schutzgeld bezahlen mußten. Das seit Papst Innocenz III. gültige Kirchengesetz erlaubte es den Juden, lediglich in den Städten und dort nur innerhalb bestimmter Bezirke zu wohnen — eine historische Vorstufe des Ghettos. Sie durften nur solchen Geschäften nachgehen, die man ihnen ausdrücklich gestattete. Sie durften weder Grundbesitz erwerben noch Handwerksberufe ergreifen. Die vom Kaiser oder Landesherrn erkauften Schutzrechte waren jedoch gegen Übergriffe durch die christlichen Bürger vielfach wirkungslos.

Nach den Vertreibungen im Gefolge der Beulenpest um 1340 nahmen Städte in Süddeutschland fast keine Juden mehr auf, so daß sich später und in den Wirren des Dreißigjährigen Krieges immer mehr Juden in den Landgemeinden niederließen, von den Landesherren geduldet, aber oftmals gegen den Willen und ohne Befragung der Ortsvorsteher. So kamen Juden auch nach Bodersweier.

Schutzbürger in Bodersweier

Das älteste Dokument über Juden in Bodersweier geht auf das Jahr 1755 zurück. Damals wurde ihnen erlaubt, gegen einen Weidezins ihr Vieh unter die Gemeindeherde zu treiben. 1762 ersuchte Joseph Wertheimer um die Genehmigung, eine Judenwirtschaft in Bodersweier betreiben zu dürfen. In jener Zeit versuchte die Gemeinde, den weiteren Zuzug ortsfremder Juden abzuwenden, wie folgende Eingabe belegt: ,,Extractus Hochfürstl. Heßen-Hanau-

Lichtenberg. Rent-Kammer Protocolli sub dato Buchßweiler, d. 30ten Juny 1758. Die Gemeind Bodersweyer überreicht ein unterthäniges Memoriale, um in ihrem Ort keine Juden mehr anzunehmen, indeme solche denselben ruiniren und gleichwohlen die Gemeine utilitete mitgenießen wollen." Anscheinend fand das Gesuch Wohlwollen, denn 1779 heißt es: „Nachdeme . . . jüngst die Zusicherung gegeben, künftighin keine Juden mehr nach Bodersweyer in den Schirm anzunehmen, soll doch der supplicirenden Werthheimerischen Wittib ein Allmendplatz zum Bau eines Häußleins angewiesen werden." 1792 erhebt die Gemeinde Einspruch gegen die Aufnahme des Juden Löb Abraham in den Schutz und erhält den Bescheid: „Da der ungegründete Widerspruch der Gemeine nur die Absicht hätte, das Höchst Ihnen (gemeint: dem Grafen) zustehende Rezeptionsrecht zu beschränken, und der Supplikant an seines Vaters Stelle eintrette, mithin hierdurch keine Vermehrung der Juden Anzahl eigentlich geschehe, so werden dieselbe mit ihrem Gesuch abgewiesen."

Mit der Zahlung des Schutzgeldes erlangte der Jude Schutz für seine Person, seine Familie und sein Gesinde. Später genügte der Nachweis eines entsprechenden Vermögens, um als Schutzbürger aufgenommen zu werden und damit auch die Heiratserlaubnis zu erhalten. Das Schutzbürgerrecht war nur auf den ältesten Sohn vererbbar. Neben dem Schutzgeld wurden weitere Abgaben verlangt. Die mittellosen Juden wurden als heimatlose Betteljuden von einer Gemeinde zur anderen abgeschoben.

Bodersweier wurde 1803 badisch. Ab 1805 ergingen im neugegründeten Großherzogtum Baden unter Karl Friedrich erstmals Edikte, die den badischen Juden (1,5 % der Gesamtbevölkerung) Bürgerrechte gewährten. Den Juden sollten nunmehr alle Gewerbe offenstehen. Sie durften nun Land erwerben und sogar Staatsämter bekleiden. Das Recht auf Niederlassung galt aber nur für den Geburtsort. Immerhin war damit den Juden ein Recht auf Heimat eingeräumt worden. Sie wurden nun auch zum Militärdienst herangezogen, trotzdem galten sie nicht als Gemeindebürger und waren somit nicht wahlberechtigt. Die folgenden Auszüge aus unserem Gemeindearchiv zeigen, daß sie sich immer wieder um das Gemeindebürgerrecht bewarben, aber jedesmal ohne Erfolg.

„Grosherzogliches Hochlöbliches Bezirks Amt! Gehorsamste Bitte des Schutzbürgers Michel Wertheimer in Bodersweyer um Hochgefällige Zulaßung zum Gemeindebürgerrecht dortselbst betr.

Gleich dem Löb Wertheimer, Mathias Merklinger und Joseph Wertheimer bin ich entschloßen, mich um das Gemeindebürgerrecht dahier für mich, meine Ehefrau und meine drei der Schule bereits entlaßenen sowie für ein viertes zur Zeit noch schulfähiges Kind zu bewerben, auf deßen Hochgefällige Ertheilung ich aus folgenden Gründen Ansprache machen zu können glaube: 1. besize ich ein Vermögen von circa 2.000 fl. und 2. betreibe ich die Mezger Profeßion als Bürgerliches Gewerbe. 3. Ein weiteres gesezliches Erforderniß,

nehmlich Kenntniße im deutsch Lesen und Schreiben geht mir zwar ab, was aber keinen Grund mein Gesuch von der Hand zu weisen abgeben dürfte, da in früheren Jahren der israelitischen Jugend darin kein Unterricht ertheilt wurde; dagegen besuchten und besuchen jezt noch meine Kinder die deutsche christliche Schule mit gutem Erfolge.

Die Wahrheit meiner Angaben wird der hiesige Ortsvorstand, der darüber zum Bericht gezogen werden wolle, nicht umhin können, zu bestätigen, daher ich bitte, meinem Gesuche nach eingekommener Erklärung besagten Ortsvorstandes hochgeneigtest zu entsprechen.

Eines Großherzoglichen Hochlöblichen Bezirks Amts gehorsamster Michel Wertheimer. Bodersweyer, den 26. März 1827."

Noch im Jahre 1851 wurde ein gleichlautender Antrag des Joseph Wertheimer III. aus formalrechtlichen Gründen abgelehnt. Die Abstimmung über einen solchen Antrag stand nach der Anhörung der gesamten Bürgerschaft zu. Diese bejahte die Schutzbürgerannahme des Isak Kanheimer aus Rheinbischofsheim im Jahr 1840 mit 108 gegen 30 Stimmen.

Die bürgerliche Gleichstellung ab 1862

1862 erfolgte per Gesetz die völlige bürgerliche Gleichstellung der Israeliten in Baden, fast 10 Jahre früher als in den meisten anderen deutschen Ländern. Damit verbunden waren die Freizügigkeit in der Wahl des Wohnorts und das passive Wahlrecht in der Gemeinde. Erst jetzt konnten auch Juden in den Gemeinderat gewählt werden. In Bodersweier waren dies Lippmann Wertheimer und Leopold Bensinger.

1875 stellten die Juden in Bodersweier mit 116 Einwohnern immerhin 10 % der Bevölkerung. In den folgenden Jahren verlegten allerdings viele ihren Wohnsitz nach dem aufblühenden Handelsplatz Kehl. Die Zeit von 1875 bis 1925 kann man als Blütezeit der bei uns wohnenden Juden bezeichnen. Es waren die Familien Wertheimer, Meier, Bensinger, Merklinger und Frank, die in unserem Dorf wichtige wirtschaftliche Funktionen ausübten. Obwohl über viele Jahrhunderte gedemütigt, haben sie sich nach Erlangen der Bürgerrechte wie viele andere in der Gemeinde und für das Land engagiert. Sie mußten auch am Ersten Weltkrieg teilnehmen. Alfred Bensinger und Joseph Wertheimer blieben auf dem Schlachtfeld.

Aufgrund der schwierigen wirtschaftlichen Verhältnisse nach dem Ersten Weltkrieg verringerte sich, wie im übrigen Baden, die Anzahl der Juden auch in Bodersweier. Viele wanderten aus, vor allem die jüngeren. In Bodersweier ging bis 1925 die Anzahl auf 46 zurück. Die Tabelle und der Auszug aus dem Lageplan am Ende dieses Beitrags geben einen Überblick über die um 1930 in Bodersweier lebenden Familien.

Jüdische Sitten und Bräuche
Erlebnisse und Schilderungen älterer Mitbürger

Die Juden bewahrten über Jahrhunderte neben ihren religiösen Geboten auch viele ihrer ursprünglichen Sitten und Gebräuche. Dabei verband sie eine eigene Sprache, das „Jiddisch", ein Althochdeutsch mit aus dem Hebräischen übernommenen Wörtern. Manche Wörter tauchen heute noch in unserer Sprache auf, z. B. Reiwach (= Gewinn), Pleite (= Konkurs), Mohres (= Angst). Aber in viel stärkerem Maße als die speziellen jüdischen Ausdrücke in der Sprache prägten die religiösen Sitten und Gebräuche die Andersartigkeit der Juden.

Der Sabbat und die jüdischen Feiertage

Der jüdische Alltag war bestimmt durch religiöse Ge- und Verbote. Der Sabbat („Schabbes" = Samstag) war der Feiertag der Juden, an dem sie sich jeder Arbeit streng enthalten mußten. Bereits am Freitag wurde deshalb das Essen zubereitet und bis zum Sabbat warmgehalten. Selbst kleine Verrichtungen, wie Feuer machen oder Licht einschalten, waren dem gläubigen Juden an diesem Tag untersagt. Deshalb wurden christliche Mitbürger gebeten, solche Tätigkeiten auszuführen. Lisa Merkle-Drechsler: „Manche christliche Schulmädchen lagen damals miteinander im Wettstreit, weil jede bei Merklingers die erste sein wollte, um dort das Licht anzuknipsen. Als Belohnung dafür gab es ein paar Gutsele, an hohen jüdischen Festtagen sogar ein Stück Matzen (= ungesäuertes Brot)." Bereits am Freitagabend begann der Sabbat mit einem kurzen Gottesdienst in der Synagoge. Danach sprach der Vater beim Abendessen in der Familie den Sabbatsegen zur Mahnung an die jüdische Erlösungshoffnung. Der Gottesdienst am Sabbat nahm den ganzen Vormittag in Anspruch. Es wird erzählt, daß die jüdischen Kinder am Samstag zwar zur Schule kamen, jedoch immer ihr Religionsbuch dabei hatten. „Die Männer besuchten am Nachmittag die örtlichen Wirtschaften und vergnügten sich dort beim Kartenspiel, wozu sie meistens schwarzen Kaffee tranken. Sie gerieten beim Spielen oft in lautstarken Streit, der auch auf dem Heimweg fortgesetzt wurde. Die Judenfrauen gingen am Samstagnachmittag gerne spazieren. Dabei nutzten die christlichen Mädchen, die am Samstag die Straße fegen mußten, die Gelegenheit zu einer kleinen Neckerei, indem sie tüchtig Staub aufwirbelten, was die jüdischen Frauen ärgerlich zur Kenntnis nahmen." Nach dem Abendgottesdienst in der Synagoge fand sich die Familie zu Hause zum Gebet ein, um sich vom Sabbat zu trennen (Habdala).

Hohe Feiertage wie Neujahr (Bußtag der Juden), die anschließenden zehn Tage der Umkehr und schließlich Jom Kippur (Versöhnungstag, Langer Tag) wurden in der Synagoge und in der Familie festlich begangen. Es wird berichtet, daß am „Langen Tag" auch Kinder aus christlichen Familien zur Synagoge kamen. Erna Reitter-Drechsler war dabei: „Während in der Synagoge der

Gottesdienst bereits im Gange war, saßen wir christlichen Kinder auf dem Vorplatz und warteten, bis der Rabbiner mit der Gemeinde herauskam, um den Stand der Sterne zu betrachten. Jetzt ließ uns die Synagogendienerin Marie Grob (Lange-Mei), eine christliche Einwohnerin, ein. Von der Empore aus konnten wir die großen Spiegel, den großen Leuchter und die roten Teppiche sehen."

Es gab manchmal Schwierigkeiten, wenn die erforderliche Zahl von 10 männlichen Betern („Minjen") nicht zusammenkam. Als Mann für den „Minjen" zählte nur, wer das 13. Lebensjahr überschritten und „Bar-Mizwa" gefeiert hatte, d.h. religionsmündig war. Im Vorhof warteten die bereits Erschienenen. Oftmals gab es Streit und Gebrüll, und man konnte folgende Formulierung hören: „Und die Sotens (=Teufel) sind nicht beigekommen!"

Synagoge, Gemeindehaus und jüdische Lehrer

Bereits im 18. Jh. hatte Bodersweier eine Synagoge. 1812/13 wurde ein Neubau notwendig. Neben der Synagoge befand sich auch das Gemeindehaus für den jüdischen Religionsunterricht. Von der Synagoge existieren keine bildlichen Darstellungen. Wie aus dem Einschätzungsverzeichnis zur Feuerversicherung hervorgeht, bestand die Einrichtung aus einer Freitreppe, einem Dacheinbau (vermutlich Empore), einem Außenkamin, einem eisernen Ofen, Gestühl, Altar, Bundeslade und Wandschrank. Die Synagoge und das Gemeindehaus waren Fachwerkbauten.

Den Gottesdienst besorgten meist auswärtige Rabbiner. Man erinnert sich in Bodersweier an den Lehrer Mannheimer, der als Rabbiner hier predigte. Er war Religionslehrer in Kehl und sprach auch an jüdischen Beerdigungen. Ältere Leute denken noch an andere jüdische Lehrer aus ihrer Schulzeit. Der Unterricht erfolgte bis auf den Religionsunterricht gemeinsam. Der jüdische Lehrer Zivie gestaltete 1914 die Bodersweierer Dorffastnacht und war auch im Gesangverein aktiv. Es wird auch von Fräulein Rosenfelder berichtet, die im Schulhaus wohnte und während des Ersten Weltkrieges viel deutschen Nationalstolz zeigte (siehe auch Bild auf Seite 186). Sie gab, was allen Schulkindern natürlich gut gefiel, bei Siegesmeldungen schulfrei. Als Lehrer werden außerdem die Namen Jakobsohn, Rotschild und Zimmern genannt.

Das Reinlichkeitsgebot

Der Jude hat peinlich darauf zu achten, daß er nicht mit Unreinem in Berührung kommt. Dazu gehören auch Gegenstände, die ein Unreiner berührt hat. Als unrein gelten z.B. Personen mit Ausflüssen, auch Blutungen, und Leichen. Die entsprechenden Gesetze sind im Alten Testament zu finden: „Wenn eine Frau ihren Blutfluß hat, so soll sie sieben Tage für unrein gelten. . . . Und alles, worauf sie liegt . . . wird unrein, und alles, worauf sie sitzt, wird unrein. Und wer ihr Lager anrührt, der soll seine Kleider waschen und sich mit Wasser abwaschen . . ." (3. Mose 15, 19—21). Dies erklärt auch,

warum die Frauen in der Synagoge getrennt von den Männern auf der Empore Platz nahmen. „Wer irgendeinen toten Menschen anrührt, der wird sieben Tage unrein sein. Er soll sich mit dem Reinigungswasser entsündigen am dritten Tage und am siebenten Tage, so wird er rein . . .“ (4. Mose 19, 11—12). Wenn ein jüdisches Gemeindemitglied starb, wurde es jeweils von den anderen Juden gleichen Geschlechts gewaschen. Die Waschung geschah ohne Entblößen und Berühren des Leichnams, indem man das Leintuch, das ihn verhüllte, mit Wasser begoß und den Körper abrieb. Ein trockenes Tuch wurde nachgezogen. Wer unrein war, konnte sich nach dem biblischen Gesetz also wieder „reinwaschen“. Dafür war im Gemeindehaus die Mikwe, das rituelle Bad, eingerichtet. Für rituelle Waschungen war nur natürliches Wasser erlaubt. 1862 wurde ein neues Frauenbad im Gemeindehaus eingebaut. Das Regenwasser wurde von der Dachrinne in einen Behälter geleitet, erwärmt und zum Badebecken geführt. Wie Augenzeugen berichten, wurde dieses Bad jedoch in den dreißiger Jahren nicht mehr benutzt.

Das Reinlichkeitsgebot spielt auch in der Ernährung eine große Rolle, und so sind in der jüdischen Küche viele Speisegesetze zu beachten. Eines der wichtigsten ist die Trennung von Milch- und Fleischspeisen. Man unterscheidet zwischen „koscher und treife“ bzw. zwischen „milchtigem und fleischtigem Tisch“. Auf das koschere Geschirr wird besonders geachtet. Milch- und Fleischgeschirr werden getrennt gewaschen und aufbewahrt. Bauern, bei denen Juden Milch holten, mußten in deren eigene Töpfe melken. Die Juden wollten sicher gehen, daß die Milchtöpfe nicht mit Fleisch in Berührung gekommen waren. Das Fleisch wurde sorgfältig ausgewählt und zubereitet. Bis 1912 gab es in Bodersweier ein jüdisches Schlachthaus und bis 1915 eine koschere (den religiösen Vorschriften entsprechende) Metzgerei. Später befand sich im Hofe des Anwesens Frank in der Grabenstraße eine Verkaufsstelle der koscheren Metzgerei Wertheimer in Kehl. Sonntags wurde dort das Fleisch verkauft. Auch christliche Mitbürger waren der bekannt guten Qualität wegen dort Kunden. Hinterfleisch wurde nicht zum Verzehr verwendet, man aß nur das weniger sehnige Vorderfleisch. Später kam der Schächter Hirschberger aus Rheinbischofsheim nach Bodersweier. Er schächtete in den Metzgereien Zier und Lauck die entsprechenden Tiere. Zu Hause wurde das Fleisch sorgfältig koscher gehalten und in den dazu bestimmten Töpfen im Eisschrank aufbewahrt. „Zum Kochen und Zubereiten nahmen sich die jüdischen Frauen viel Zeit, während andere meist den ganzen Tag auf dem Acker zubrachten“, so eine ältere Mitbürgerin. Man muß jedoch wissen, daß die Frau bei der Zubereitung der Speisen eine große Verantwortung zu tragen hatte und dadurch länger an die Küche gebunden war als die Christin. Der Mann mußte sich darauf verlassen können, daß seine Frau die Speisegesetze gewissenhaft befolgte.

Als Minderheit mußten die Juden besser sein als die Mehrheit. Das zeigte sich auch in der Schul- und Berufsausbildung. Judenkinder besuchten öfters fort- und weiterbildende Schulen. Während für nichtjüdische Mädchen höch-

stens Tätigkeiten im häuslichen Dienst angestrebt wurden, erhielten ihre jüdischen Altersgenossinnen meist qualifizierte Berufsausbildungen. Das Lernen, insbesondere die biblische Unterweisung, begann meist schon vor dem Schulbesuch.

Wie Juden und Christen zusammenlebten

Erzählungen älterer Mitbürger beweisen, daß trotz unterschiedlicher Religion, Sitten und Gebräuche ein normales Verhältnis zwischen Juden und Christen bestand. Schon die Kinder besuchten gemeinsam den Kindergarten und später die Schule. Sie gestalteten gemeinsam ihre Freizeit und kamen in den verschiedenen Vereinen zusammen. So gehörte Ludwig Merklinger lange Jahre zu den führenden Mitgliedern des Fußballvereins, Emanuel Merklinger unterstützte den Radfahrverein, Leopold Bensinger und Lippmann Wertheimer waren Mitglied des Gemeinderates, Eduard Bensinger gehörte dem Aufsichtsrat der Spar- und Darlehenskasse an.

Juden als Geschäftsleute

Aus sozialen und geschäftlichen Gründen bemühten sich die Juden um Einvernehmen mit der Bevölkerung, denn die meisten verdienten ihren Lebensunterhalt als Händler. Die einzelnen Geschäfte enthält der Übersichtsplan am Ende dieses Beitrags. Bodersweier war als Handelsplatz bekannt und hatte eine gewisse zentrale Stellung für die Umgebung. Speziell über die Viehhändler gibt es auch heute noch gegensätzliche Ansichten. Sie reichen von dem positiven Ausspruch „Mancher hätte keine Kuh im Stall gehabt, wenn die Juden nicht gewesen wären" bis zur negativen Meinung: „Ein Viehhändler brachte uns eine Kuh und tauschte sie später, da wir nicht zufrieden waren, gegen einen Aufpreis um. Die Tiere waren ‚gejüdscht' (d.h. die Hörner waren gefeilt, damit die Rinder jünger erschienen)."

Aber man hörte auch immer wieder: „Die Juden waren schlimm, aber die Christenjuden sind noch schlimmer" oder: „Der Christenjude als Viehhändler war noch schlimmer, und auch heute noch muß man bei diesem Geschäft sehr auf der Hut sein."

Viele christliche Einwohner aus Bodersweier verdingten sich als Viehtreiber, waren mit ihrer Stellung recht zufrieden und reisten mit ihren Arbeitgebern bis nach Paris oder Eger, um Viehtransporte zu begleiten. Im Viehhandel hatten die Juden eine Monopolstellung. Außer im Viehhandel gab es Juden in anderen Sparten: die Eisenwarenhandlung Kaufmann und Bensinger, die im Kreis Kehl eine große Bedeutung hatte; die Mehlhandlung des taubstummen Isidor Bensinger; die Handlung von Emanuel Merklinger, der mit Hasen-, Maulwurfspelzen sowie Ziegenfellen, Stoffen, Heringen, Erdöl, Zitronen, Salz und anderen Lebensmitteln handelte. Erwähnt sei die alte Fanny Wert-

Spezialität:
Bau- & Möbel-
Beschläge.
WERKZEUGE
aller Art.

EISENHANDLUNG

Kaufmann & Bensinger

BODERSWEIER
(Baden).

Aufsätze & Stäbe
Amerik. Werkzeuge
Sargverzierungen
LACK
Farben & Oele.

Ludwig Meier
Kolonial- und Webwaren
Häute- und Fellhandlung
Bodersweier (Baden).

Telefon Nr. 2
Postscheck-Konto: Karlsruhe 14661

Fol. .....

Den 6. Septbr 1925

Rechnung

Höfer quittirt:
Bodersweier, 30. Jan. 25

Isidor Bensinger
Mehlhandlung
Telefon Nr. 21
Bodersweier (Baden)

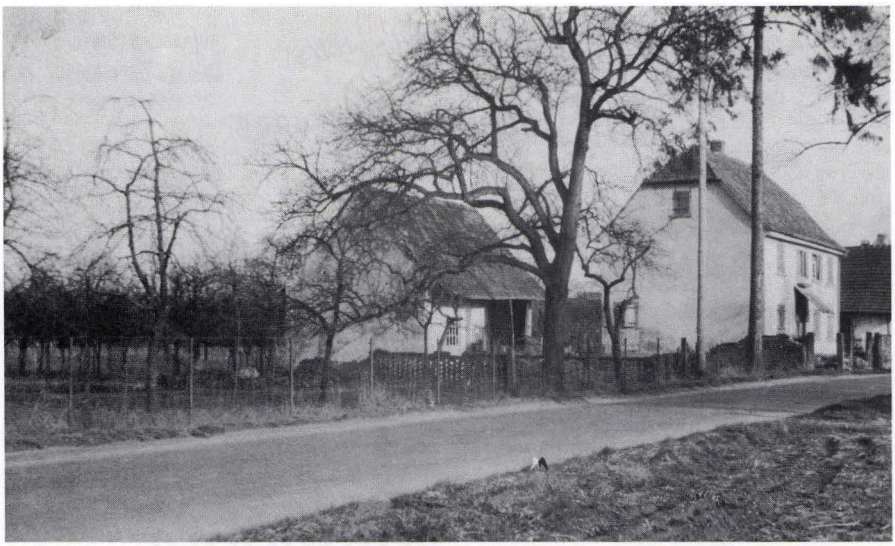
EMANUEL MERKLINGER
Manufaktur- und Colonialwaren
BODERSWEIER
(Baden)

Rechnungs-Aufstellung

von Fa. Salomon Frank, Viehhandlung in Bodersweier

für Wilhelm Meier Bodersweier

Ausschnitte aus Kaufbelegen ehemaliger jüdischer Geschäfte.



Das ehemalige Anwesen Wertheimer („'s Bense", Schuhhandlung), Rastatter Straße 5, abgebrochen im Jahre 1954.

heimer, die, obwohl gehbehindert, mit Stock und Korb auf den Handel mit Hasenpelzen und Eiern ging.

Es wird erzählt, daß die Juden geschäftstüchtig, aber in aller Regel ehrbar und zuvorkommend waren. Ihre Waren konnten sie meist nur auf Raten verkaufen. Sie mußten zu den vereinbarten Terminen ihre Kundschaft aufsuchen, um die entsprechenden Raten einzuholen. Erzählt wird vom Händler Kaufmann, der jeden Sonntag unterwegs war, weil ja zu diesem Zeitpunkt der Wochenlohn der Schuldner noch nicht aufgebraucht war. Es gab zwischen Juden und Christen nicht mehr Streit als unter seinesgleichen. Man achtete sich gegenseitig und respektierte die Andersartigkeit. Die Juden befolgten in der Regel die Sonntagsruhe der Christen und verrichteten an diesen Tagen nur Arbeiten, die die Allgemeinheit nicht störten. Die jüdische Minderheit war ins Dorfleben integriert und geachtet, ohne ihre religiöse und mentalitätsbedingte Eigenständigkeit aufgeben zu müssen.

Gegenseitige Teilnahme — Neckereien — Antisemitismus

Die Hauptrede bei einer Beerdigung wurde im Trauerhaus abgehalten. Dann bewegte sich der Leichenzug zum Ortsausgang Richtung Linx. Auf der Haustreppe des letzten Hauses hielt der Rabbiner nochmals eine Ansprache zum letzten Abschied des Verstorbenen von der Dorfgemeinschaft. Als Sarg diente lediglich eine einfache Kiste aus Brettern. Jeder Jude der Dorfgemeinschaft schlug in diese einen Nagel. Der Gebetsschal wurde den Toten mitgegeben. Viele christliche Mitbürger begleiteten die toten Juden bis zum Orts-

ausgang. Sie wurden zum Judenfriedhof bei Freistett überführt. Ebenso gingen die Juden mit den christlichen Leichenzügen vom Trauerhaus bis zum Friedhof, nahmen jedoch am Gottesdienst in der Kirche nicht teil. Es wird berichtet, daß an Hochzeitsfeiern, zu denen jüdische Mitbürger eingeladen waren, diese in der Regel erst zum Kaffee erschienen. Neben dem Kirchgang, den ihnen ihre Religion versagte, wollten sie auch das nicht koschere Hochzeitsessen vermeiden.

Es gab sehr enge Freundschaften und auch Liebesverhältnisse zwischen Juden und Christen; Mischehen waren allerdings äußerst selten. Nach jüdischer Sitte oblag es den Eltern, die Verbindung zwischen den heiratsfähigen Kindern herzustellen. So erklärt sich jener überlieferte Wortwechsel: „Sarah, du bist verlobt!" — „Was, mit wem denn?"

Es gab manche Neckereien und Witze über die Juden, ohne daß man sich allerdings Böses dabei dachte oder es als Feindseligkeit deuten konnte. Kinder beschimpften sich gegenseitig als „Judenstinker" und „Christenstinker". Der Staat schützte die Religionsausübung der Juden. Das zeigt folgende Begebenheit: „Vor dem Hause Merklinger in der Grabenstraße stand jedes Jahr immer die Laubhütte unter dem Birnbaum. Junge Burschen trugen diese einmal fort ins freie Feld und zündeten darin Kerzen an. Sie rannten ins Dorf und riefen: ‚Feurio, es brennt!' Daraufhin wurde ein Verfahren wegen Gotteslästerung gegen die betreffenden Personen eingeleitet."

Zwischen 1880 und 1900 gab es in Baden eine starke antisemitische Bewegung, von der sich der Großherzog deutlich distanzierte. Der Oberrat der Israeliten mußte sich mehrfach gegen die Hetzpropaganda verwahren, an der auch Lehrer, Pfarrer und Staatsbeamte beteiligt waren. In Zusammenhang mit dieser Bewegung dürfte die antijüdische Aktion in Bodersweier stehen, von der uns erzählt wird: Ein sogenannter „Judenfeind" war angekündigt und wollte im Gasthaus „Mühle" eine Hetzrede gegen die Juden halten. Diese hatten jedoch davon erfahren und wußten sich zu wehren. Sie hatten ihre Viehtreiber zur Verstärkung mitgenommen. Ein Jude setzte sich dem Redner gegenüber, und als dieser mit seinen Hetztiraden begann, spuckte er ihm einen Mund voller Bier ins Gesicht. Er kam nicht mehr zu Wort und wurde von den Viehtreibern verjagt. Sie trieben ihn bis nach Linx, wo er sich in einem Schweinestall versteckte.

Eine ältere Mitbürgerin erzählt, daß ihr Großvater als Kirchengemeinderat die Pfarrchaise für den damaligen Ortspfarrer anspannte, wenn der Pfarrer über Land wollte. Als der Pfarrer erfuhr, daß dieser Mann auch schon für einen Juden sein Pferd zur Verfügung gestellt hatte, reagierte er sehr befremdet.

Die Entrechtung der Juden unter der Herrschaft des Nationalsozialismus

Die allgemeine Stimmung

Nach Hitlers Machtergreifung organisierte und unterstützte der Staat den Antisemitismus. Die Hetze begann mit einem Aufruf zum Boykott jüdischer Geschäfte am 1. April 1933. Am 7. April erging ein Gesetz, das die Handhabe zur Entfernung der jüdischen Beamten aus dem Staatsdienst bot. Wer konnte und über die entsprechenden Geldmittel verfügte, wich dem Druck, wanderte aus oder flüchtete. Manche suchten Rettung auch in einem Ortswechsel in der Hoffnung, anderswo in Deutschland sicherer zu sein. Als 1935 auf Grund der Rassegesetze die Judenkartei angelegt wurde, wohnten noch 32 Israeliten in Bodersweier. Ihre Zahl nahm weiterhin ab. 7 jüngere Juden wanderten 1938 und 1939 aus. Die Evakuierungsliste von 1939 enthält noch die Namen von 22 Personen. Partei und Verwaltung versuchten unerbittlich, ihre Ideologie auch gegen den inneren Widerstand der Bevölkerung durchzusetzen. Lydia Faulhaber: „Ich ging in die zweite Klasse, als der Schulleiter hereinkam und offenbar eine Anweisung an unseren Lehrer gab. Danach mußten sich Heinz Marz und Susi Merklinger von den anderen Kindern wegsetzen. Sie waren damit praktisch ausgesondert und saßen allein in einer bisher unbesetzten Bankreihe. Die Bedeutung dieses Vorganges war mir damals nicht klar." Manche Mitbürger in unserem Dorf haben dem Druck wiederstanden, wie folgender Bericht von Lisa Merkle-Drechsler zeigt: „In der Querbacher Straße 1 wohnte Rosa Merklinger mit ihrer Mutter. Die alte Frau litt damals an Krebs und hatte starke Schmerzen, aber die im Ort tätige Krankenschwester durfte nicht zu ihr gehen. Der Arzt verordnete schmerzstillende Spritzen, doch es mußte sie jemand injizieren. Unsere Mutter (Marie Drechsler) war Hebamme. Sie ging nachts in das Haus und gab der Frau die Spritzen, damit sie schlafen konnte. Sie hatte dabei Angst, gesehen zu werden. Zum Dank dafür, daß meine Mutter helfend hinkam, beschenkte uns Rosa Merklinger mit wunderschönen Stickereien."

Auch nichtjüdische Mitbürger hatten sich in acht zu nehmen. So mußte sich im Juli 1938 ein SA-Mitglied aus Bodersweier gegen die Denunziation, er kaufe bei Juden ein, verteidigen. Man versuchte systematisch, die Kontakte zwischen jüdischer und nichtjüdischer Bevölkerung zu unterbinden. Die Boykottschilder waren in Bodersweier nicht zu sehen, jedoch aus dem „Stürmer", einem nationalsozialistischen Hetzblatt, bekannt. Die Hitler-Jugend war für die antisemitischen Parteiparolen am anfälligsten. Ehemalige HJ-Mitglieder berichten, wie sie in ihrer Jugend für die Rasseideologie mißbraucht wurden: „Ich erinnere mich an eine Parteiveranstaltung im ‚Adler'. Ein SA-Mitglied forderte uns auf, die Familie Meier zu belästigen. Wir wollten nicht erkannt werden und hielten deshalb eine Plane über unsere Köpfe, auch zum Schutz

gegen Wasser, das eventuell aus dem Fenster geschüttet wurde. Wir warfen Steine und beschmierten die Türklinke mit Wagenschmiere." — Hans Nock: „Ein Lehrer ordnete an, das Juden-Hetzblatt ‚Der Stürmer' den Juden in die Briefkästen zu werfen. Ich tat dies einmal bei Meiers, wurde jedoch erwischt und erhielt eine Ohrfeige. Herr Meier beschwerte sich bei meiner Mutter, weil er wußte, daß meine Eltern Nazi-Gegner waren. So wurde ich daheim noch einmal bestraft." — „Als sich die Judenverfolgung verstärkte, waren wir im System bereits so erzogen und gedrillt, daß man uns leicht gegen die Juden aufhetzen konnte. Ja, wir hatten sogar Spaß daran, es machte uns Freude, die Juden zu drangsalieren und zu ärgern. Einmal fanden Merklingers ihre Ziege im Dorfbach. Vor allem nach der Reichskristallnacht wurden den Juden die Fensterscheiben eingeworfen. Uns wurde gesagt, auf die Juden bräuchten wir keine Rücksicht mehr zu nehmen, die hätten kein Recht mehr auf der Straße, man könnte ihnen auch ruhig die Fensterscheiben einwerfen."

Die Juden von Bodersweier werden vom Bürgerrecht ausgeschlossen

Nachdem der Reichstag am 15. September 1935 die Nürnberger Gesetze und das Reichsbürgergesetz beschlossen hatte, wurden die Juden in ihren Rechten immer mehr eingeschränkt. Im November 1935 wurde ihnen per Erlaß die Reichsbürgerschaft aberkannt. „Nach Anhörung und Beratung mit den Gemeinderäten" beschloß der Bürgermeister am 16. 12. 1935: „den Juden wird der Bürgernutzen mit sofortiger Wirkung entzogen, ebenfalls wird diesen das anfallende Gabholz nicht mehr zugeteilt. Die noch nicht genußberechtigten Juden sind im Bürgerbuch zu streichen." (Die damaligen Gemeinderäte waren nicht mehr demokratisch gewählt, sondern im Einvernehmen mit der NSDAP ernannt worden. Auf den Beitrag „Aus der Zeit des Nationalsozialismus" von Kurt Birsner wird verwiesen).

Die Entschließung des Bürgermeisters versetzte die Juden praktisch in die Lage des gemeindlichen Schutzbürgers, die sie 70 Jahre zuvor überwunden hatten. Die Betroffenen verstanden die Welt nicht mehr. Ein Offenburger Rechtsanwalt wandte sich in ihrem Namen am 8. 1. 1936 an das Bezirksamt Kehl. Das Schreiben ist deshalb von besonderem Interesse, weil es die nationale Haltung der Juden in den Jahren nach 1914 beleuchtet: „Der Gemeinderat Bodersweier hat in einer . . . Entschließung den oben genannten Juden . . . den Bürgernutzen entzogen . . . die Mitteilung des Bürgermeisters . . . bestätigt, daß der Grund ein parteipolitischer ist. Ich halte diese Maßnahmen mit dem Gesetz nicht vereinbar. Es handelt sich bei sämtlichen Leuten um solche, die im Besitze des Bürgernutzens als einem wohlerworbenen Rechte sich befunden haben. Das Gesetz hat m. E. über diese Frage keine Entscheidung getroffen. Es liegt auch nach meiner Erkundigung keine Weisung der Staatsbehörde hierzu vor. Ich bitte daher das Bezirksamt als Staatsaufsichtsbehörde, die Frage der Rechtmäßigkeit dieser Entschließung nachzuprüfen . . . Ich nehme Veranlassung, den Kreis der Betroffenen daraufhin zu unteruchen, in

welcher Weise sie bzw. ihre Angehörigen am Weltkriege 1914/18 teilgenommen haben.

1) Eduard Bensinger ist Frontkämpfer, war Sergeant und besitzt das E. K. II, das Frontkreuz und das Verwundeten-Abzeichen.
2) Marx Bensinger Wwe. verlor im Kriege einen Sohn, der in Berlin an der im Felde erlittenen schweren Verwundung starb. Sie ist 80 Jahre alt.
3) Emanuel Merklinger II ist Frontkämpfer und besitzt das Frontkreuz.
4) Emanuel Merklinger I ist Frontkämpfer, ist mit dem E. K. II und der bad. Verdienstmedaille ausgezeichnet, ist Inhaber des Frontkreuzes und des Verwundeten-Abzeichens.
5) Der Sohn der Frau Max Merklinger Wwe., Emanuel Merklinger III, stand an der Front, wurde verwundet und bezieht Kriegsrente.
6) Frau Friedrich Wertheimer Wwe. hatte einen Sohn an der Front, der mit dem E. K. I ausgezeichnet ist.
7) Der Ehemann der Frau Klara Wertheimer Wwe. ist im Felde gefallen.
8) Frau Berta Bensinger Witwe hatte 4 Söhne, die sämtliche an der Front standen.
9) Julius Wertheimer ist Frontkämpfer.

Sämtliche Betroffene nehmen daher für sich in Anspruch, im Weltkriege 1914/18 ihre Pflicht für Deutschland voll getan zu haben . . . bedeutet die Entziehung des Bürgergenusses eine schwere materielle Einbuße. Ich bitte daher, dem Beschluß des Gemeinderats die erforderliche Staatsgenehmigung zu versagen."

Zunächst schien die Beschwerde Erfolg zu haben. Das Bezirksamt teilte dem Bürgermeister am 13. 1. 1936 mit: „Ihre Entschließung, wonach den Juden der dortigen Gemeinde der Bürgernutzen ohne Entschädigung entzogen werden soll, entbehrt der gesetzlichen Grundlage und kann nicht in Vollzug gesetzt werden." Dagegen sei die Gemeinde berechtigt, die von den Juden nicht selbst genutzten Allmendgrundstücke „an Jungbürger oder sonstige Landwirte zu verpachten. Die Pacht muß jedoch an die genußberechtigten Juden ausbezahlt werden." Bürgermeister und Gemeinderat änderten am 28. 1. 1936 ihre Entscheidung dahingehend ab, „daß den bisher Berechtigten der Grundstücke zu Martini 1936 durch die Gemeinde eine Entschädigung im Jahr von 50,— RM bezahlt wird, wenn bis dahin keine reichsgesetzliche Regelung getroffen ist. In der Entschädigung der Grundstücke ist die für das Gabholz mit inbegriffen. Die Zuteilung der freiwerdenden Lose an die Wartbürger erfolgt zu Martini 1936, damit ist jeder Anspruch an dem Bürgernutzen der Juden hinfällig."

Die „reichsgesetzliche Regelung" war offenbar erwartet worden. Am 9. 7. 1936 bestätigte der Reichsinnenminister mit dem Ausschluß vom Reichsbürgerrecht automatisch die Aberkennung des Gemeindebürgerrechts. Aber: „Voraussetzung der Berechtigung zur Nutzung am Gemeindegliedervermögen ist . . . grundsätzlich der Besitz des Gemeindebürgerrechts . . .". Das Be-

zirksamt übersandte dieses Schreiben an den Bürgermeister zum Vollzug; es wurde Emanuel Merklinger in Abschrift zugestellt. Zu Martini 1936 wurden die frei gewordenen Anteile an ,,arische" Wartbürger vergeben. Erst 1939 war der Vorgang offenbar juristisch genügend ,,abgesichert". Am 6. Mai wurde die Entschließung protokolliert, ,,daß die Juden rückwirkend vom 11. 11. 1936 ab vom Bürgernutzen ohne Entschädigung ausgeschlossen" werden. Schon am 1. April 1937 wurde den Juden ,,das Baden im Volksbad sofort untersagt". Am 6. 5. 1939 wurde auch dieses Verbot bestätigt und auf die Benützung der Gemeindewaage ausgedehnt.

Die Einweisung ins KZ Dachau und die Verwüstung der Synagoge nach der Reichskristallnacht

Die Ermordung eines Gesandtschaftsrates der Pariser deutschen Botschaft lieferte den Vorwand für die Ausschreitungen der ,,Reichskristallnacht". Die Aktionen gegen die Juden und jüdische Einrichtungen in Bodersweier wurden von österreichischer SS durchgeführt. In schlimmer Erinnerung ist der Abtransport der Männer nach Dachau. Man scheute sich nicht einmal, Schulkinder an der Aktion zu beteiligen. Wilhelm Lang-Nock ging in die 7. Klasse: ,,Bürgermeister Thorwarth kam mit SS-Leuten in die Schule. Wir durften die Österreicher ins Dorf begleiten und ihnen die Häuser der Juden zeigen. Es erfüllte uns mit Stolz, neben den baumlangen Männern gehen zu dürfen, und die Deportation verfolgten wir mit einer gewissen Schadenfreude. Von der Schule aus liefen wir zuerst in die Grabenstraße zu den Häusern Merklinger und Frank, dann in die Querbacher Straße zu Kaufmanns, Bensingers und den weiteren Merklingers. Als Eduard Bensinger, der Eisenwarenhändler, herausgeholt wurde, stand ich vor dem Haus auf der Straße. Er wollte sich sträuben, wurde aber am Kragen gepackt und getreten. Seine Frau Elsa klammerte sich an ihn, schrie, er solle dableiben oder sie wolle auch mit. Sie wurde jedoch brutal weggerissen und stürzte zu Boden." Sein Bruder Hans Nock ergänzt: ,,Die Lehrer der Schule reagierten unterschiedlich auf den Abtransport der Juden. Während Schulleiter Senger seine Klasse fernhielt, ließ unser Lehrer uns auf der Schultreppe Aufstellung nehmen, damit wir zusehen konnten, wie die Juden am Schulhaus vorbeigetrieben wurden."

Die männlichen Juden wurden, teils noch in Schlafanzügen, barfuß oder in Pantoffeln, durchs Dorf getrieben, obwohl es recht kalt war. Sie mußten alle am ,,Ochsen" mit dem Gesicht zur Wand Aufstellung nehmen. Inzwischen trafen auch die Lichtenauer und Rheinbischofsheimer Juden hier ein. Wer zum Abtransport nach Kehl auf dem Lastwagen keinen Platz fand, wurde bis zur nächsten ,,Fuhre" im Ortsarrest festgehalten. In Kehl wurden sie der Bevölkerung zur Schau gestellt und in einer Kolonne in die Stadthalle getrieben. Dort warteten bereits die Kehler Juden, mit denen sie nach Dachau abtransportiert wurden. Die schweren Mißhandlungen in der Stadthalle Kehl haben Augenzeugen geschildert. Aus Angst vor Strafe hatte die Bevölkerung

Aus Stadt und Land

AMTSBEZIRK KEHL UND UMGEBUNG

Der Volkszorn ruft nach Vergeltung

Auch im Amtsbezirk Kehl Demonstrationen gegen das Judentum.

* Als vorgestern abend kurz vor der Feierstunde zu Ehren der Gefallenen vom 9. November 1923 in Kehl und im Hanauerland die erschütternde Nachricht bekannt wurde, daß der Gesandtschaftsrat vom Rath dem feigen Meuchelmord des jüdischen Mordbuben erlegen ist, ergriff auch die Grenzbevölkerung eine tiefe Welle der Empörung. Ueberall konnte man Rufe gegen das jüdische Geschmeiß hören, und besonders in den frühen Morgen- und Vormittagsstunden des gestrigen Donnerstag sammelte sich vor den Geschäften und Wohnhäusern der Juden im Amtsbezirk eine erregte Menschenmenge an, die spontan Vergeltung forderte. Vornehmlich in den Landorten wie Bodersweier, wo noch eine größere Zahl von Juden ansässig ist, kam es zu stürmischen Kundgebungen u. Demonstrationen, sodaß schließlich Polizei und SS. alle männlichen Juden über 16 Jahre zu deren eigenen Sicherheit in Schutzhaft abzuführen gezwungen waren. Geschehen ist ihnen weiter nichts; die Bevölkerung in Grenzstadt und Hanauerland hat auch hier Disziplin bewahrt, nicht einmal die Synagoge in Kehl, einer dieser Tempel talmudistischer Rachsucht und Verschwörung, in denen Haßlehren gegen alles geschürt und verbreitet werden, was nichtjüdisch ist, wurde nennenswert in Mitleidenschaft gezogen.

Im übrigen Reichsgebiet, wo die Juden zum Teil noch in riesig großer Zahl die Gastfreundschaft des Reiches genossen und bis zur Stunde völlig unangefochten leben und ihren Geschäften nachgehen konnten, hat sich der Volkszorn in weitaus deutlicherem Maße bemerkbar gemacht. Vielerorts gingen die Synagogen in Flammen auf und auch vor den Geschäften kam es, wie auch in Offenburg, zu antijüdischen Demonstrationen, wobei Schaufensterscheiben in Trümmer gingen oder verbarrikadierte Läden von der erregten Menge gestürmt wurden. Zu ernsthaften Ausschreitungen, zu Plünderungen oder gar zu „körperlichen Mißhandlungen" — wie Greuelfabrikanten jenseits der Grenzen sofort eilfertig behaupteten — ist es trotz der Wut und Erbitterung, die in allen Volkskreisen gegen das jüdische Pack Platz gegriffen hatte, nirgendwo gekommen.

*

Es mag für empfindsame Gemüter hart erscheinen, wenn es jetzt auch einmal den Juden ernstlicher an den Kragen ging. Sie aber haben diese Zustände selber hervorgerufen. Seit der Machtübernahme im Januar 1933 sind wir fein glimpflich und säuberlich mit ihnen verfahren. Wir haben, was ja selbstverständlich war, ihren Einfluß in der Oeffentlichkeit und im wirtschaftlichen Leben ausgeschaltet; wir haben uns durch die Nürnberger Gesetze gegen ihre frechen Uebergriffe geschützt. In ganz Deutschland konnten die Juden ungehindert leben. **Ihre Rassegenossen außerhalb der deutschen Reichsgrenzen aber schürten und hetzten in der gemeinsten Weise,** sie und die Freimaurer und noch andere finstere Mächte bliesen das Feuer, das sie zu einem Weltenbrand entfachen wollten. Nur der ruhigen und klaren Haltung des Führers ist es zu verdanken, daß die anderen Völker, bei denen die Juden so schändlich das Gastrecht mißbrauchten, von einer Katastrophe bewahrt blieben.

Die Einsicht, die nun allenthalben in der Welt einkehrte, paßte freilich schlecht in das Programm der internationalen Verbrecher. Wie der tödliche Schuß auf Wilhelm Gustloff alle Feinde des neuen Deutschlands einigen sollte, so sollte auch der feige Ueberfall auf den Gesandtschaftsrat vom Rath eine neue Front der Kriegsverbrecher gegen Deutschland formen. Dabei spekulierte jenes Gesindel auf die Langmut und unendliche Geduld des deutschen Volkes. **Der „Fall Gustloff" wurde von Deutschland ja auch nicht gesühnt;** warum sollte man jetzt nicht wieder in gleicher Weise die Weltmeinung auf diese abgeseimte Art aktivieren können? So dachten die internationalen Juden mit ihrem mehr oder weniger stark getarnten Anhang.

Seit aber bekannt wurde, daß nun auch der deutsche Gesandtschaftsrat vom Rath ein Opfer des Judentums geworden ist, war das Maß voll, war die Geduld zu Ende. **Der Mordbube Grünspan hat selber höhnisch bekannt, daß er im Namen des gesamten Judentums geschossen hat und daß er mit seinem Schuß das ganze deutsche Volk hat treffen wollen.** Die Verantwortung dafür trifft nicht den Mörder allein, sie muß von dem gesamten Weltjudentum getragen werden. Alle Juden, innerhalb wie außerhalb der Reichsgrenzen, müssen wissen, daß das deutsche Volk zukünftig nicht mehr Schindluder mit sich treiben läßt. Wie oft haben gerade die Volksgenossen hier an der Grenze in den letzten Jahren ungeduldig gefragt, warum müssen wir uns von diesem Pack alles gefallen lassen? Warum dürfen die Semigranten ungestraft die gemeinsten Lügen verbreiten? Warum durften sie die anderen Völker gegen uns aufhetzen? Wir Grenzgänger brauchen ja nur einen Blick in eine gewisse Straßburger Presse zu werfen, um zu wissen, woher alle diese Verleumdungen und Verhetzungen kommen, — auch die scheinbar bisher in Zurückgezogenheit lebenden Juden im Hanauerland taten das ihre dazu bei, diese Hetze drüben zu pflegen und zu nähren. Die Schriftstücke, welche gestern bei den Juden z. T. beschlagnahmt werden konnten und die der Gestapo übergeben worden sind, werden hier mancherlei Aufklärung schaffen!

Die von Juden dirigierte Presse des Auslandes spricht natürlich bereits von wüsten Judenverfolgungen in Deutschland und faselt von planmäßig durchgeführten Pogromen. Es ist unter unserer Würde, den Juden Rechenschaft über Vorgänge in unserem eigenen Lande zu geben. Wenn sie in Glasscherben und rauchgeschwärzten Synagogen, vielleicht auch in einer gelegentlichen Abreibung, die ein einzelner frecher Judenlümmel dabei bezogen haben mag, Anzeichen eines Pogroms sehen — nun gut. Soviel wollen wir aber verraten, daß sie im Interesse ihrer in Deutschland ansässigen Rassegenossen dafür dankbar sein können, daß es bei dieser Art „Pogrom" blieb. Wir kennen geschichtliche Beispiele aus anderen Ländern, wo mehr in Trümmer ging als nur Schaufensterscheiben und Synagogenkuppeln.

Die Welt mag jedenfalls jetzt erkennen, daß die Juden nicht ungestraft deutsche Volksgenossen in der Fremde morden dürfen. Aus dieser Erkenntnis mögen die internationalen Juden und ihre finstere Verwandtschaft die notwendige Lehre ziehen.

So berichtete die von den Nazis kontrollierte Presse über die Ereignisse in der „Reichskristallnacht" in Kehl, im Hanauerland und in Offenburg

diesen Ereignissen tatenlos zusehen müssen; die Mehrheit hatte kein Verständnis für die Maßnahme. Wie Hohn steht dazu der Bericht der Kehler Zeitung: „Die Bodersweierer Juden mußten vor dem Zorn der Bevölkerung geschützt werden." Die Maßnahmen nach der Reichskristallnacht und die Überführung in das Konzentrationslager Dachau wurden damit begründet, daß die Juden in „Schutzhaft" genommen werden müßten. Sie verbrachten mehrere Wochen in Dachau und waren teilweise Mißhandlungen ausgesetzt. Nach ihrer Rückkehr (im März 1939) über ihre Erlebnisse befragt, schwiegen sie aus Angst vor Denunziation.

Wie überall im Reich war auch die Synagoge in Bodersweier Ziel des Anschlags. Das Gebäude blieb erhalten; die Inneneinrichtung wurde von „unbekannten SS-Leuten zerstört". Als Datum wird in einem Bericht des Bürgermeisteramtes von 1958 der 10. November 1938 genannt. Einer anderen Aktennotiz und der nachstehenden Zeugenaussage zufolge ist von einer Verwüstung im Sommer 1939 auszugehen.

Erna Reitter-Drechsler beobachtete das Geschehen: „Ich fuhr mit dem Kinderwagen durch die Querbacher Straße. Es muß Sommer gewesen sein, ein Ernte- oder Heuwagen stand am Straßenrand. Ein Auto ohne Verdeck fuhr vor. Die Insassen waren vier oder fünf fremde Uniformierte, vermutlich SS. Das Auto hielt an, und einer fragte mich, wer den Schlüssel für die Synagoge habe. Da ich keine Auskunft geben konnte, wollten die Männer zum Rathaus fahren. Ich blieb in der Nähe stehen, um zu beobachten, was weiter geschah. Nach kurzer Zeit kam das Auto zurück. Die Uniformierten stiegen aus. Sie hatten offenbar keinen Schlüssel erhalten, da sie die Tür der Synagoge einschlugen bzw. eintraten. Es kamen noch mehrere Leute aus der Nachbarschaft vorbei. Plötzlich krachte und rumpelte es im Inneren der Synagoge. Uns war klar, was geschah. Das Kommando schlug die Einrichtung zusammen. Alle Umstehenden waren betroffen und bestürzt. Jemand sagte: Jetzt schlagen sie die schönen Leuchter und alles kaputt! Was wollte man mehr tun, man durfte ja nichts sagen. Ich ging mit meiner Tochter im Kinderwagen weiter, ich wollte nicht mehr da sein, wenn die Uniformierten herauskamen."

Als Gotteshaus war die Synagoge danach nicht mehr zu benutzen. Die von der Partei beherrschten Behörden waren an einem baldigen Abbruch und einer „arisierten" Verwertung des Grundstücks interessiert. Eine „Besichtigung der Synagoge und der früheren Judenschule ergab, daß sich beide Gebäude in einem derart schlechten baulichen Zustand befinden, daß sie als abbruchreif bezeichnet werden müssen. Der Erlös der hierbei gewonnenen und noch verwendbaren Materialien ist derart minimal, daß die Kosten des Abbruchs denselben übersteigen. Eine Entschädigung für die Gebäude kann deshalb nicht in Frage kommen. Es können höchstens die Kosten für das Gelände . . . vergütet werden." (26. April 1939). Schon einen Monat zuvor war das Betreten des Gemeindehauses wegen Einsturzgefahr verboten worden.

Verschärfter Boykott, wachsende Unterdrückung

Boykott und Unterdrückung wurden verschärft. Wer von den Juden noch fliehen konnte, nahm die Gelegenheit wahr. Den Zurückgebliebenen wurden die Lebensmöglichkeiten immer mehr eingeengt. Ab 3. 12. 1938 wurden ihnen Führerscheine und Auto-Zulassungen entzogen. Der Besuch von Theatern, Kinos und Veranstaltungen war untersagt. Die von Juden noch betriebenen Geschäfte wurden zum 31. 12. 1938 aufgelöst. Damit waren fast alle der Existenzgrundlage beraubt. Schon vor der Reichskristallnacht war verordnet worden, daß die Juden ihren Vornamen die Namen „Israel" oder „Sara" hinzusetzen mußten. In alle Pässe wurde ein großes „J" eingestempelt. Ihre Lebensmittelkarten wurden mit einem „J" gekennzeichnet, was Einschränkungen in der Zuteilung zur Folge hatte. Nach und nach mußten sie ihre Häuser verkaufen. Die Erlöse waren vorgeschrieben, die Verkaufspreise wurden von der NS-Verwaltung geregelt und überwacht. Die Bankkonten wurden gesperrt. Die persönliche Not nahm täglich zu. Ludwig Meier, der gerade die „Schutzhaft" in Dachau hinter sich hatte, wählte am 20. 4. 1939 den Freitod.

Die Boykottmaßnahmen brachten auch persönlich-menschliche Probleme. Enge Freundschaften zwischen Christen und Juden wurden zerstört, Mißtrauen gesät, persönliche Enttäuschungen und Selbstverleugnungen waren die Folge. Trotzdem haben manche Mitbürger versucht, zu helfen und zu lindern, auch im Bewußtsein der Gefahr, der man sich damit aussetzte. Anna Heidt erzählt: „Die Möglichkeiten zur Nachbarschaftshilfe waren beschränkt. Wir wurden im Stürmer angeprangert, weil wir den Juden Milch gaben. Meines Vaters Bruder berichtete es uns aus Saarbrücken." — Lene Britz: „Meine Mutter kaufte bei ‚Friedls', ihren alten Nachbarn (Textilgeschäft Julius Wertheimer). Sie wickelte unter ihrem Mantel den gekauften Stoff um ihren Leib, damit man auf der Straße ihren Einkauf nicht bemerken konnte. Auch die Bettfedern meiner Aussteuer stammen von dort. Sie wurden hinter dem Haus über den Zaun auf das Grundstück meiner Verwandten geworfen. Meine Mutter wurde auch fotografiert, als sie an einer jüdischen Beerdigung teilnahm. Vater warnte sie: ‚Du kommst noch in den Stürmer!' Doch sie entgegnete: ‚Daran liegt mir nichts. Die Verstorbene war eine gute Nachbarin.'" — Erna Reitter-Drechsler: „Unsere Mutter kaufte viel Wäsche in ‚Friedls' Textilgeschäft. Schuhe kauften wir bei's ‚Bense' (jetzige Tankstelle). Zur Zeit des Boykotts kauften wir dort abends. Nachts ging die Textilhändlerin zu vertrauten Leuten und bot dort ihre Waren an. Einmal kam sie auch zu uns. Die Ware wurde dann ins Haus gegenüber gebracht, wo wir sie später abholten. Tagsüber getraute man sich nicht, solche Geschäfte zu machen. Wir beobachteten keine Posten vor den Geschäften, aber man wußte natürlich, daß man vor gewissen Parteimitgliedern auf der Hut sein mußte." — Luise Sutter: „Die Juden wollten nicht, daß andere Leute ihretwegen Schwierigkeiten bekamen. Ich fuhr einmal mit Klara Kaufmann im Bus nach Kehl und ging dort ein Stück mit ihr die Hauptstraße entlang. Am Rathaus standen

Uniformierte. Frau Kaufmann forderte mich auf, mich von ihr zu trennen: ‚Wir werden betrachtet.' Dies war das letzte Mal, daß ich sie gesehen habe." — „Wir erinnern uns auch heute noch gut an Frau Kaufmann, die zu dieser Zeit bei Dunkelheit öfters zu uns ins Haus kam und weinte." — Marie Dietrich: „Wir kauften die letzte Jauchepumpe von Bensingers. Sie wurde zu Kaufmanns gebracht, nachts holten wir sie über die Straße zu uns. Selbst wollten wir sie im Geschäft nicht holen. Auch eine Stechschaufel und eine Rebschere wurden noch heimlich an uns verkauft. Wenn ich heute diese Rebschere in die Hand nehme, muß ich an Klara Kaufmann denken. Die Juden bemühten sich allgemein, die ihnen noch verbliebenen Waren auf heimliche Art und Weise zu verkaufen." — Michael Faulhaber: „Mein Vater kaufte für die Schmiede schon immer viel Material dort und hielt dies auch im Dritten Reich weiter so. Als der Boykott strenger wurde, kaufte er halt nachts dort ein. Die arische Konkurrenz von auswärts, die oft keinen Auftrag bekam, reagierte ärgerlich. ‚Habt ihr schon wieder bei dem Dreckjuden eingekauft?' lautete die Frage."

Es existiert ein vertraulicher Runderlaß aus dem Jahre 1939, wonach das „Ausspionieren und Denunzieren" von Generalfeldmarschall Göring selbst nicht gewünscht wurde. Dennoch herrschte große Angst vor Anzeigen und Denunziationen. Ein echter Fall von Bestrafung wegen Nichtbefolgung des Judenboykotts ist jedoch nicht bekannt geworden. Heinz Marz, Enkel von Ludwig Meier, wohnte bis 1938 in Bodersweier und erlebte die Boykottmaßnahmen als Betroffener: „Nach der Reichskristallnacht begannen für uns die Schikanen. Gleich am nächsten Tag sagte mir der Schulleiter in Bodersweier: ‚Heinz, jetzt brauchst du nicht mehr länger in die Schule zu kommen.'" Auf höhere Weisung war ich nun vom Schulbesuch ausgeschlossen. In Zierolshofen wohnten wir ab 1938 in dauernder Angst, daß irgend etwas passieren würde. Wir waren gezwungen, den Judenstern zu tragen, und hatten Angst, auf die Straße zu gehen. Wenn wir mit jemand sprachen, fürchteten wir Denunziationen. Wir waren einsam und kontaktlos. Unsere Nachbarn versorgten uns ab und zu heimlich über den Heuboden mit Naturalien (ihr Haus war an das unsere angebaut). Aber Parteiangehörige setzten uns auf manche Art zu. Eines Tages fuhr ich mit meiner Mutter nach Kehl. Weil wir uns schämten, hatten wir den Judenstern weggesteckt. Meine Mutter stand an der Kasse eines Geschäftes, als sie plötzlich von hinten gepackt und herumgerissen wurde. Ein Parteigenosse fauchte sie an: ‚Wo hast du denn den Judenstern?' Meine zehnjährige Schwester erkrankte 1943 an Diphtherie. Weil es verboten war, einen Arzt aufzusuchen, behalfen wir uns so gut es ging selbst. Zwei uns bekannte Zahnärzte unterstützten uns. Da sich der Gesundheitszustand verschlimmerte, lieferten die Eltern meine Schwester anonym in einer Straßburger Klinik ein. Es war aber schon zu spät. Sie starb dort kurz darauf."

Die endgültige Vernichtung der israelitischen Gemeinde

Bodersweier wird „judenrein"

Bei der ersten Evakuierung im September 1939 verließen auch alle Juden das Dorf. Zwischen Juli und Oktober 1940 kehrten 16 von ihnen wieder zurück. Ihre Wohnungen waren zum Teil schon von anderen Einwohnern bezogen. Der Bürgermeister wies zwei Familien eine Ersatzwohnung an, andere wohnten in jüdischen Häusern auf engstem Raum. Es herrschten zum Teil unmenschliche Verhältnisse.

Die im Rathaus erstellte Liste der Rückwanderer wurde später mit folgendem Vermerk versehen: „Am 22. Oktober 1940 wurden sämtliche Juden verladen und nach Frankreich transportiert, nach Gurs, Pyrenäen." Auch die Schüler der 8. Volksschulklasse trugen die Vorgänge korrekt in ihr „Familien- und Heimatbüchlein" ein: „Nov. 38 Hausdurchsuchung bei den Juden, Männer in ein Konzentrationslager bei Dachau. Rückkehr im März 39. Bei Kriegsausbruch alle Juden fort. Aufenthaltsverbot für Juden im Operationsgebiet. Rückkehr im August, endgültige Abschiebung aller Juden im Oktober 1940. Vorläufiger Aufenthalt Pyrenäen. Versteigerung des Hausrates März 1941." Am Morgen des denkwürdigen 22. Oktober 1940 wurden alle 15 anwesenden jüdischen Bewohner in der Frühe überrascht und aufgefordert, das Nötigste in einen Handkoffer zu packen und sofort mitzukommen. Der zurückbleibende persönliche Besitz wurde später in die Korker Straße Nr. 25 gebracht und dort versteigert. Dazu ein Augenzeugenbericht von Erna Reitter-Drechsler: „Ich sah, wie Meiers abgeholt wurden. Frau Meier kam im schwarzen Pelzmantel aus dem Haus, alle weinten. Wir entfernten uns. Mit den Leuten hatte man sich vorher immer unterhalten, es tat einem leid. Man war geschlagen, ratlos und fragte sich: Die dauern mich, was wird mit ihnen geschehen, was werden die mit ihnen tun?"

Die Namen der Deportierten enthält die Tabelle am Ende dieses Beitrags. Der Bürgermeister meldete dem Landrat, daß sich Eduard Bensinger, Rosa Merklinger, Julius und Elise Wertheimer sowie Klara und Auguste Wertheimer in Karlsruhe, Mannheim, Haigerloch und Frankfurt aufhalten.

Bodersweier war also „entjudet", wie es im Amtsdeutsch jener Zeit hieß. Wie eine amtliche Bestätigung dessen liest sich der Abgangsnachweis für das jüdische Gemeindehaus in den Feuerversicherungsakten: „Das . . . Gebäude der Israelitischen Gemeinde . . . ist im Dezember 1940 und Januar 1941 wegen Entbehrlichkeit abgebrochen worden. Da der Eigentümerin die Möglichkeit genommen ist, dasselbe wieder herzustellen, so ist die Versicherungssumme vom 1. Januar 1941 an im Feuerversicherungsbuch abzuschreiben." Dies geschah am 28. März 1941. Der Bürgermeister unterschrieb „im Auftrag" der Gebäudeeigentümerin. Das Grundstück wurde später Eigentum des Deutschen Reiches, die Synagoge diente als Garage für den Postomnibus. Nach dem Ende des Dritten Reiches kam die Liegenschaft in das Eigentum der

Israelitischen Landesgemeinde Südbaden, die sie an private Nutzer veräußerte. 1951 wurde die ehemalige Synagoge abgebrochen.

Gefangen in Gurs — ermordet in Auschwitz

Mutlos und voller böser Vorahnungen verließen die Gefangenen ihre Heimat Baden. Sie wurden mit den Juden aus Saarpfalz in das französische Lager Gurs deportiert. Die Bodersweierer Bevölkerung ahnte im allgemeinen nicht, daß ihr Weg in die Vernichtung führte. Man nahm an, die Juden würden in ein anderes Land gebracht, vielleicht nach Palästina. Erst nach dem Krieg erfuhr man, daß die meisten anschließend nach Auschwitz transportiert und in den Gaskammern ermordet worden waren.

Die als „Aktion Bürckel" bezeichnete Deportation (benannt nach dem pfälzischen Gauleiter B.) ins unbesetzte Frankreich war eine handstreichartige Abschiebung deutscher Staatsbürger, gegen die die französische Regierung in Vichy machtlos war. Notgedrungen wies sie die deutschen Juden in das Lager Gurs ein, das ursprünglich für spanische Flüchtlinge als Internierungslager gebaut worden, für die große Anzahl der deportierten Juden jedoch viel zu klein war. Es herrschten dort sehr schlimme Zustände. Ausreichende sanitäre Einrichtungen waren nicht vorhanden, die Ernährung war miserabel, wer krank wurde, war verloren. Im ersten halben Jahr starben ca. 1200 Juden an Unterernährung und Ruhr. Die Bewacher waren französische Gendarmen, danach Milizionäre. Später wurden die Kinder auf Betreiben des Roten Kreuzes in französische Kinderheime verlegt. Manche Internierte konnten, teils mit Hilfe von Angehörigen, freikommen; andere kamen in kleinere französische Lager. 6 unserer ehemaligen Mitbürger, die nach Gurs deportiert worden waren, überlebten; 5 Juden aus Bodersweier ließen in Frankreich während der Verfolgungsmaßnahmen ihr Leben.

Im Januar 1942 wurde auf der Wannsee-Konferenz die „Endlösung der Judenfrage" beschlossen. Schon ab August 1942 — noch vor der Besetzung Südfrankreichs durch die Deutschen — sah sich die Regierung in Vichy genötigt, in ihrem Gebiet lebende deutsche Juden in das Sammellager Drancy bei Paris zu schicken. Eduard Bensinger entzog sich durch Freitod der drohenden Verhaftung. Unter den 2028 Badenern, die von Paris aus in die Vernichtungslager transportiert wurden, waren auch 8 Juden aus Bodersweier. Sie wurden ebenso in den Gaskammern von Auschwitz ermordet wie Klara Wertheimer, die später von Frankfurt aus nach Auschwitz deportiert wurde; ihr Ehemann war im Ersten Weltkrieg für Deutschland gefallen. Das Ehepaar Julius und Elise Wertheimer kam 1941 von Haigerloch aus in ein Konzentrationslager bei Riga und gilt als verschollen.

Die jüdische Gemeinde Bodersweier war vernichtet. Über alle Einzelschicksale gibt die Tabelle am Schluß dieses Beitrags Aufschluß. Gespräche mit älteren Mitbürgern verdeutlichen, daß das Ausmaß der Tragödie damals

nur in Einzelfällen erkannt wurde: „Mein Bruder kam einmal auf Urlaub und sagte: Bete, daß ich nicht tun muß, was ich da gesehen habe!"

Was Überlebende berichten und meinen

Julius Kaufmann

Im August 1938 floh Julius Kaufmann, der mit seiner verwitweten Mutter Klara Kaufmann geb. Bensinger in der Querbacher Straße 32 wohnte, nach Frankreich. Er arbeitete dort auf einem Bauernhof. Seine Mutter konnte Gurs verlassen und fand Unterschlupf in einem Kloster der Kleinen Schwestern. Julius Kaufmann besuchte sie dort oft und brachte ihr vom Bauernhof Lebensmittel mit. Er ging keine Nacht zu Bett, ohne die Tür verbarrikadiert und die Fenster geöffnet zu haben. Bei geringstem Verdacht floh er durch das Fenster. Als die Deutschen 1942 nach Südfrankreich vordrangen, verließ er den Hof und hielt sich an der Küste auf. Auch seine Frau hatte schwere Erlebnisse. Sie war gefangen und befand sich bereits in einem Transportwaggon. Sie sagte zu einem französischen Gendarmen, daß sie sich waschen wolle, verließ den Waggon, lief über die Schienen, klopfte an einem Haus, wurde aber nicht eingelassen, erst ein paar Häuser weiter nahm man sie auf und versteckte sie. Julius Kaufmann konnte sich mit seiner Frau retten und wohnt heute in Toulouse, Frankreich. Seine Meinung über das Wissen der Bodersweierer Bevölkerung ist in der Antwort auf den ihm vorgelegten Fragebogen sinngemäß wiedergegeben: Die Juden waren zunächst im Dorf integriert. Ich selbst war Kassenwart beim Fußballverein, mein jüdischer Freund Ludwig Merklinger Schriftführer. Außer der Religion bestanden keine großen Unterschiede zwischen Juden und Christen. Das Verhalten der christlichen Bevölkerung zu den Juden änderte sich ab 1935 spürbar. Es gab offene und versteckte Ablehnung. Die Juden wurden aus den Vereinen ausgeschlossen, verschiedene Mitbürger



Von links: Julius Kaufmann, Recha Thau, Robert Merklinger.

mieden den Kontakt mit den Juden. Auf die Frage, ob die heutige Bodersweierer Bevölkerung weiß, daß auch Juden aus Bodersweier in Auschwitz ermordet wurden, antwortet Julius Kaufmann: „Ich glaube ja. Man hat bei meinen Besuchen bei Bekannten in Bodersweier wenig mit mir darüber gesprochen." Seine Frau ergänzt, sie könne nicht verstehen, daß die Leute nichts gesagt haben und nicht wußten, daß es so schlimm war.

Robert Merklinger

Robert Merklinger wanderte 1938 nach Frankreich aus. Als Soldat in der französischen Fremdenlegion konnte er seine Eltern aus dem Lager Gurs befreien und vor den Deportationskommandos nach Auschwitz verbergen. Seine Mutter Lina Merklinger starb in Lagos (Frankreich), als es in der Umgebung Razzien auf Juden gab und die Transporte nach Auschwitz begonnen hatten. Der Vater Emanuel Merklinger 2 überlebte die Verfolgungszeit. Robert Merklinger wohnt heute in Straßburg, seine Schwester Recha Thau in New York.

Wie uns Robert Merklinger in einem Gespräch mitteilte, ging er nach den bitteren Erfahrungen im Dritten Reich auf Distanz zu seinem ehemaligen Heimatort und hatte nur noch zu sehr wenigen Einwohnern Kontakt. Auch unter den Einheimischen habe es Leute gegeben, die den Juden das Leben schwer gemacht hätten. Noch Jahre nach Kriegsende habe er den Eindruck gehabt, daß viele Deutsche die an den Juden begangenen Verbrechen nicht wahrhaben wollten. Das Gespräch verlief sachlich und in gegenseitigem Respekt. Mit Genugtuung akzeptierte Robert Merklinger die Aktivitäten zur Dokumentation der Judenschicksale. Dabei soll es nicht um eine späte Abrechnung gehen, sondern darum, daß die israelitische Gemeinde sowie das Unrecht und die Verbrechen an den jüdischen Mitbürgern auch bei späteren Generationen nicht in Vergessenheit geraten.

Heinz Marz

Heinz Marz kam noch kurz vor Kriegsende in ein Konzentrationslager: „Im Februar 1945 kam eines Abends plötzlich die Gestapo zu uns und wollte mich und meine Mutter abholen. Da mein Vater bei der Organisation Todt arbeitete, sagte er: ‚Solange ich diese Uniform trage, werdet ihr meine Familie nicht mitnehmen.' In der gleichen Nacht flüchteten wir nach Lahr, erhielten jedoch dort über Verbindungsleute die Auskunft, daß uns bei der Gestapo in Offenburg nichts passieren würde. Wir meldeten uns dann auch in Offenburg. Meine Mutter wurde wieder nach Hause geschickt, ich aber gelangte im Alter von 16 Jahren mit einem Sammeltransport nach Theresienstadt ins KZ. In einer alten Festung waren die Kasematten als Gaskammern vorbereitet, jedoch noch nicht fertiggestellt. Theresienstadt war Verteilungslager für die eigent-

lichen Vernichtungslager. Die Geschehnisse waren unbeschreiblich. Die dort ankommenden Juden wurden selektiert. Nicht mehr Arbeitsfähige kamen sofort in die Vernichtungslager. Die zur Zwangsarbeit ins Reich geschickten mußten nach meinen Eindrücken fast nichts zu essen bekommen haben, denn es kamen täglich Transporte mit halbverhungerten Leuten zurück. Das Schrecklichste, was ich dabei erlebte, waren Menschen, die vor Hunger die Knochen von Toten abnagten. Die Bilder aus dem Film ‚Holocaust' könnte man zur Dokumentation meiner Erlebnisse ohne Abstriche verwenden. Es war geplant, daß das Lager vor der Übergabe an die Russen vernichtet werden sollte. Da die Gaskammern nicht fertig waren, kamen wir mit dem Leben davon. Die Russen befreiten uns im Mai 1945. Sie behielten uns noch vier Wochen und ‚fütterten' uns wieder heraus."

Ludwig Merklinger, Meta Weil, Martha Levi

Ludwig Merklinger, Meta Meil geb. Bensinger und Martha Levi geb. Wertheimer wohnen heute in New York. Ludwig Merklinger konnte im Juli 1939 nach England entkommen und erreichte später die USA.

Der Verfasser H.N. konnte am 2. März 1984 mit den drei ehemaligen Bodersweierer Bürgern in New York ein langes Gespräch führen: Den zuvor erwähnten Fragebogen und die Niederschrift der Aussagen älterer Bodersweierer Bürger besprachen wir gemeinsam. Meine Gesprächspartner freuten sich besonders über das präzise Erinnerungsvermögen der Bodersweierer Bürger. Bis auf kleine Details waren die Schilderungen über jüdische Sitten und Gebräuche korrekt wiedergegeben. Das Gespräch war sehr herzlich, und ich erhielt den Auftrag, lieben Freunden von früher Grüße auszurichten. Trotzdem lag die wache Erinnerung an die schrecklichen Ereignisse wie ein Schatten über unserem Zusammentreffen. Ludwig Merklinger (ein Neffe des früheren Reichstagsabgeordneten Ludwig Frank) sprach über seine Erlebnisse in Dachau, über die Folterungen in der Kehler Stadthalle, über die Schmähungen und Enttäuschungen, die er von früheren Freunden erfahren mußte. Er erzählte aber auch von Bodersweierer Bürgern, die selbst in der schweren Zeit zu ihm standen, so sein Freund Karl Elles, seine Nachbarin „Glaser-Käth" und die Synagogenwärterin „Lange-Mei", deren Treue und Opferbereitschaft alle hervorhoben. Meta Weil geb. Bensinger erzählte von der schönen Kindheit in Bodersweier, wie selbstverständlich sie sich in der Dorfgemeinschaft fühlte. Dabei erinnerte sie sich an das große Dorffest, an dem sie als „Schützenliesel" mitwirkte. Martha Levi geb. Wertheimer erzählte von ihren früheren Nachbarn vom „Adler" und erinnert sich gern an Karl Müll und Hedwig Hennenberger. Viele frühere Freunde und Bekannte leben noch. Die Erinnerung an sie ist lebendig, trotz des halben Jahrhunderts, das sie von Bodersweier trennt.

Ob sie gerne Bodersweier wieder sehen würden? Meta Weil bejaht spontan. Ludwig Merklinger würde sehr gerne kommen, wenn es sein Gesundheits-

zustand und der seiner Frau erlauben würde. Martha Levi lehnt ab; sie kann es nicht und will es nicht.

Es spricht weder Haß noch Verzweiflung aus den Worten der heutigen US-Bürger, die das Bild von glücklichen Jahren in der badischen Heimat bewahren wie einen Schatz, den niemand ihnen nehmen kann. Es bleibt aber der unsägliche Schmerz über Ereignisse, denen man hilflos ausgeliefert war, die so viele Leben zerstörten, Familien auseinanderrissen und die Lebensgrundlagen vernichteten.



Von links: Ludwig Merklinger, Meta Weil und Martha Levi am 2. März 1984 in New York.

Quellen:

Paul Sauer: „Die Schicksale der jüdischen Bürger in Baden-Württemberg", Veröffentlichung der Archivdirektion Stuttgart.

Berthold Rosenthal: „Die Heimatgeschichte der badischen Juden", 1927.

Archivunterlagen der Gemeinde Bodersweier.

Protokolle von Gesprächen mit älteren Bürgern aus Bodersweier.

Gespräche mit überlebenden Juden aus Bodersweier.

Oberrat der Israeliten Karlsruhe (Hrsg.): Die Juden in Baden 1809—1984 (Jubiläumsbuch und Begleitbuch zur Ausstellung im Bad. Landesmuseum 1984).

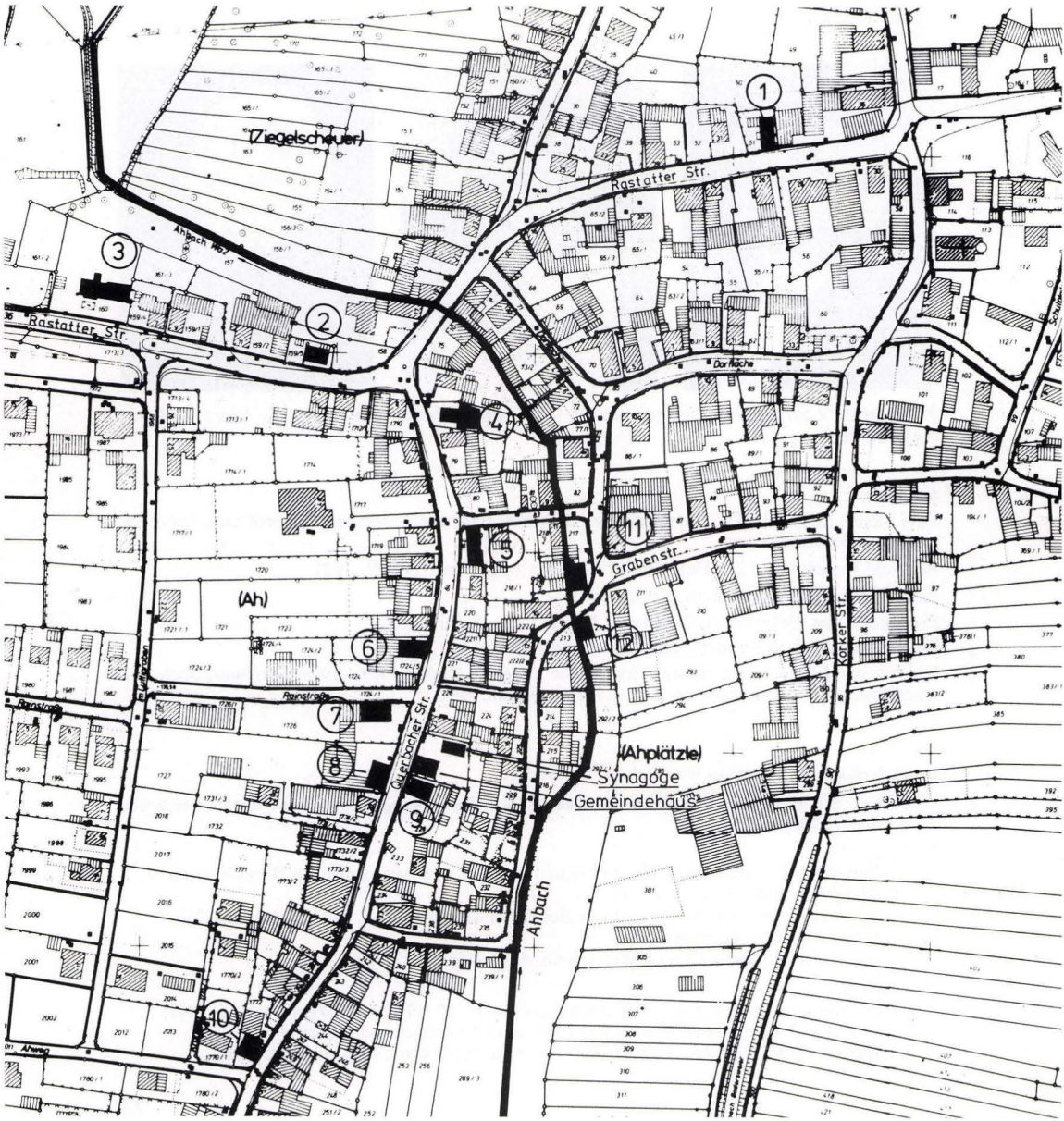
Erläuterungen zu Lageplan und Tabelle (S. 28-30):

1. Juden, die als **Opfer der nationalsozialistischen Verfolgung** gelten, sind durch Fettdruck gekennzeichnet.
2. Spalte 1:
   — Eingekreiste Ziffern (z. B. ①) beziehen sich auf den Ausschnitt aus dem Ortsplan.
   — Überlebende des Dritten Reichs:
   ○ Personen, welche nach dem Ende der Hitler-Diktatur (8. 5. 1945) gestorben sind
   * heute noch lebende Personen
   — Nachfolgende Generationen sind jeweils eingerückt.

   Spalte 4:
   — Die Deportationen fanden statt: nach Gurs am 22. 10. 1940; nach Riga am 1. 12. 1941; nach Auschwitz August/September 1942; nach Theresienstadt Februar 1945
   — Weiteres Schicksal: gst. = gestorben; fte. = für tot erklärt; vsch. = verschollen

Die jüdischen Familien und Handelsgeschäfte in Bodersweier vor dem Dritten Reich

Auflösung der israelitischen Gemeinde durch Tod, Abwanderung und Deportation



Familien, (Gewerbe) Adressen, Namen	In Boders-weier gest.	Wegzug/ Auswanderung vor Deportation	zwangs-deportiert; weiteres Schicksal	Aufenthalt/ Auswander. nach Deportation
① *,,'s Leos" (Viehhandel)*				
Rastatter Straße 33				
Leo Wertheimer	1925			
Hannchen Wertheimer-Model	1928			
Fanny Wertheimer	1928			
○ Sofie Wertheimer		Konstanz, 1939 USA		
* Emilie Rotschild-Wertheimer		Konstanz, 1939 USA		
* Klara Rotschild-Wertheimer		Konstanz	Gurs	1942 USA
* Martha Levi-Wertheimer		Haigerloch, Portugal, 1942 USA		
② *,,'s Friedls" (Textilhandel)*				
Rastatter Straße 13				
Anna Wertheimer-Roos	1937			
Julius Wertheimer		1939 Haigerloch	**Riga, vsch.**	
Elise Wertheimer-Greilsheimer		1939 Haigerloch	**Riga, vsch.**	
③ *,,'s Bense" (Schuhgeschäft)*				
Rastatter Straße 5				
Simon Wertheimer	1923			
Auguste Wertheimer-Oppenheimer		Frankfurt, 1942 gst.		
Klara Wertheimer-Kander		1939 Frankfurt	**Auschwitz, fte.**	
* Lilly Zimmer-Wertheimer		USA, Israel		
④ *,,'s Maxe" (Viehhandel)*				
Querbacher Straße 3				
Max Merklinger	1925			
Cäcilie Merklinger-Günzburger	1938			
* Hedwig Kander-Merklinger		USA		
Rosa Merklinger		Mannheim	**Gurs, gst. 1941**	
Rastatter Straße 42				
○ Berta Günzburger-Merklinger			Gurs	Frankreich
⑤ *,,'s Jude-Meiers" (Kolonialwaren)*				
Querbacher Straße 15				
Ludwig Meier	**1939 (Freitod)**			
Auguste Meier-Bensinger			**Gurs, gst. 1941**	
○ Klara Marz-Meier		Lahr, Zierolshofen		
* Heinz Marz		1938 Zierolshofen	Theresien-stadt	Zierols-hofen
Martha Bodenheimer-Meier			**Gurs; Auschwitz, fte.**	
* Günter Bodenheimer			Gurs	USA
⑥ *,,'s Isers" (Mehlhandlung)*				
Querbacher Straße 14				
Isidor Bensinger	1932			
○ Henriette Bensinger		Haigerloch, USA		
* Meta Weil-Bensinger		Haigerloch, USA		

Erläuterungen s. S. 27

Familien, (Gewerbe) Adressen, Namen	In Boders-weier gest.	Wegzug/ Auswanderung vor Deportation	zwangs-deportiert; weiteres Schicksal	Aufenthalt/ Auswander. nach Deportation
⑦ *,,'s Marxe" (Fellhandlung)*				
Querbacher Straße 16				
Fanny Bensinger-Ledermann			**Gurs, gst. 1940**	
Emanuel Merklinger 3			**Gurs; Auschwitz; vsch.**	
Ida Merklinger-Bensinger			**Gurs; Auschwitz; fte.**	
* Susi Bensi-Merklinger		1939 Frankreich		
⑧ *,,'s Kalmes-Karls" (Eisenhandlung Kaufmann und Bensinger)*				
Querbacher Straße 18				
Karl Bensinger 1	1934			
Berta Bensinger-Kaufmann		1936 Kehl, gest.		
Eduard Bensinger		Karlsruhe	**Gurs; Promilhannes; Freitod 1942**	
Elsa Bensinger-Bloch			**Gurs; Cahors; Auschwitz; vsch.**	
Julius Bensinger		1938 Frankreich	**Cahors; Auschwitz; vsch.**	
⑨ *,,'s Vidls" (Viehhandlung)*				
Querbacher Straße 37				
David Merklinger	1924			
Fanny Merklinger-Röderer	1935			
○ Emanuel Merklinger 2			Gurs	Frankreich
Lina Merklinger-Kander			**Gurs; Lagos; gst. 1942**	
* Robert Merklinger		1938 Frankreich		
* Recha Thau-Merklinger		1938 Frankr.; USA		
⑩ *Querbacher Straße 32*				
Leopold Kaufmann	1927			
○ Klara Kaufmann-Bensinger			Gurs	Frankreich
* Julius Kaufmann		1938 Frankreich		
⑪ *,,'s Josefe" (Kolonialwaren)*				
Grabenstraße 8				
Josef Merklinger	1923			
Emanuel Merklinger 1			**Gurs; Auschwitz; vsch.**	
Luise Merklinger-Frank			**Gurs; Auschwitz; fte.**	
* Ludwig Merklinger		1939 Engl., USA		
* Ernst Merklinger		1938 USA		
⑫ *,,'s Leibls" (Viehhandlung)*				
Grabenstraße 7				
○ Salomon Frank			Gurs	USA
Babette Frank-Wertheimer			**Gurs; Auschwitz; fte.**	
* Alice Meier-Frank		USA		

Erläuterungen s. S. 27

Ein Mahnmal für Freiheit und Menschlichkeit

Enthüllung des Gedenksteins für die jüdischen Opfer der Verfolgung 1933 - 1945 am 30. September 1984 auf dem Friedhof Bodersweier

Wilhelm Köbel

„Unsere Worte sind zu gering angesichts des schrecklichen Geschehens."

Ansprache des Ortsvorstehers

Meine sehr verehrten Damen und Herren! Wir treffen uns heute morgen auf unserem gemeindlichen Friedhof, um früheren Mitbürgern zu gedenken. In der Mitte des 17. Jahrhunderts zogen die ersten Juden in unser Dorf. Sie ordneten sich unter Wahrung ihrer Sitten und Gebräuche in die dörfliche Gemeinschaft ein. Lange Jahre lebten sie hier, gingen ihren Geschäften und Beschäftigungen nach und beteiligten sich rege am Geschehen im Dorfe. Juden waren im Gemeinderat, im Bürgerausschuß, im Musikverein und im Sportverein. Ludwig Merklinger, der heute in New York lebt und leider aus Gesundheitsgründen uns nicht besuchen konnte, ist ein Gründungsmitglied des Sportvereins. Juden waren Patrioten. Sie wurden Soldaten. Im Ersten Weltkrieg fielen Alfred Bensinger und Josef Wertheimer. Ihre Namen stehen unter denen ihrer gefallenen Bodersweierer Kameraden auf unserem Gedenkstein des Ersten Weltkrieges.

Das Schicksal der jüdischen Familien, die bis zum Dritten Reich gleichberechtigte Bürger in einer geachteten Minderheit in unserem Dorfe waren, soll stellvertretend am Schicksal der Kriegerwitwe Klara Wertheimer geschildert werden. Klara Wertheimer geb. Kander betrieb in der Hauptstraße Nr. 5, am Platz der heutigen Tankstelle, ein Schuhgeschäft. „'s Bense" wurden sie im Volksmund genannt. Ihr Mann ist, wie vorhin erwähnt, im Ersten Weltkrieg gefallen.

Im September 1939, also vor genau 45 Jahren, mußte Frau Wertheimer im Zuge der Evakuierungsmaßnahmen nach Kriegsausbruch Bodersweier verlassen. Ihr Haus blieb ihr verschlossen. Sie konnte nicht mehr dahin zurückkehren, von wo aus sie weggegangen war. Ihre Tochter Lilli wanderte nach Amerika aus. Klara Wertheimer aber blieb bei ihrer greisen Schwiegermutter hier in Deutschland. Die Schwiegermutter, Auguste Wertheimer geb. Oppenheimer, starb 1942 in Frankfurt am Main. Klara Wertheimer wurde nach Auschwitz deportiert, wo sie vermutlich in den Gaskammern ermordet wurde.

Und dies geschah millionenfach in Deutschland, im Namen einer deutschen Regierung. Es lag im Wesen der Nationalsozialisten, daß sie ihren erbosten Geltungsdrang auf Kosten der Minderheit steigerten, wie und wo sie konnten. Diese Sucht, zu erniedrigen, war ein sehr bedeutender Hebel, der von dem zerschlissenen Mantel der politischen Ideale nur kärglich bedeckt werden kann. Heute stehen wir fassungslos dem Unrecht und den Verbrechen gegenüber, die in unserem Namen bzw. im Namen unserer Eltern geschahen.

Bei den Vorbereitungen zu unserer 1100-Jahr-Feier, zu unserem Jubiläum, war sich der Ortschaftsrat von Anfang an im klaren, daß ein Rückblick in die Vergangenheit auch ein Rückblick in die Zeit der Nationalsozialisten beinhalten müsse. Nach dem Schicksal der früheren jüdischen Mitbürger sollte geforscht, das Ergebnis sollte dargestellt werden. Heute stehen wir erschüttert vor dem fertigen Werk, dem traurigsten Kapitel im Buch der Geschichte unseres Dorfes.

Wir können das Unrecht und das Leid nicht ungeschehen und nicht wieder gut machen. Was aber können wir tun? Dürfen wir einfach sagen, wir können nichts dafür, wir lebten ja selbst in großer Angst, oder wir waren damals zu klein oder noch gar nicht geboren? Dürfen wir bedauernd mit den Schultern zucken, weil uns persönlich keine Schuld trifft? Dürfen wir sagen, das ist jetzt schon so lange her, man sollte die Sache doch endlich ruhen lassen? Können wir uns für unser Land entschuldigen, oder können wir gar um Verzeihung bitten? Und wen? Die Toten, deren Namen auf dem Stein stehen? Oder die Lebenden, die ihre Heimat verlassen mußten und heute in der ganzen Welt verstreut leben? Alle unsere Worte sind zu gering, zu banal angesichts der Ungeheuerlichkeit des schrecklichen Geschehens. Es gibt keine Worte, die angemessen wären.

Eine deutsche Regierung hat es fertiggebracht, im Namen Deutschlands millionenfach furchtbares Verbrechen zu begehen und begehen zu lassen. Sie hat schwere Schuld auf unser Volk geladen. Dies verpflichtet uns, daß wir als freie Bürger im Namen Deutschlands die Wahrheit bekennen und das Unrecht und das Verbrechen verurteilen. Dies verpflichtet uns, die Opfer des Unrechts und des Verbrechens zu ehren und ihrer zu gedenken. Dies verpflichtet uns, dafür zu sorgen, daß das Unrecht und das Verbrechen nicht vergessen werden. Dies verpflichtet uns, mit den Namen der Opfer und der Benennung des Unrechts und des Verbrechens beständig zu mahnen und für alle Zeiten vor den Folgen des Nationalismus und des Rassismus zu warnen. Dies verpflichtet uns letztendlich, alles Erdenkliche zu tun, um zu verhindern, daß ein solches Unrecht und ein derartiges Verbrechen nicht wieder geschehen können.

Wir dürfen von den noch lebenden Angehörigen und von den Nachfahren der verfolgten und ermordeten früheren Bodersweierer Bürger nicht erwarten und schon gar nicht verlangen, daß sie mit unserem Handeln zufrieden sind. Wir aber dürfen bitten und hoffen, daß sie zum Gespräch unter Menschen mit uns bereit sind, bereit, das Schweigen zu brechen und unsere Geste anzunehmen. Denn wir haben ihnen nichts anderes zu bieten.

Ich darf nun Herrn Merklinger bitten, mit mir den Gedenkstein zu enthüllen.



Robert Merklinger und Wilhelm Köbel enthüllen den Gedenkstein

Robert Merklinger

Grußwort zum Jubiläum „1100 Jahre Bodersweier" beim Festakt am 29. September 1984

Ich danke Herrn Oberbürgermeister und Herrn Ortsvorsteher und dem Ortschaftsrat von Bodersweier für die herzliche Einladung, den schönen Empfang, welchen Sie uns anläßlich des 1100. Jubiläumsjahrs bereitet haben. Auch vielen Dank für den von den Herren Britz und Nußbaum sowie Frau Nußbaum herausgegebenen Bericht über das Schicksal meiner hiesigen Glaubensgenossen im Dritten Reich. Wir können diese schreckliche Zeit nicht vergessen. Die Gemeinde Bodersweier hat keine Mühe gescheut, um ihrer jüdischen Mitbürger zu gedenken, welche während der Verfolgung ihr Leben lassen mußten. Meine Schwester und die von hier stammenden Glaubensgenossen schließen sich meinem Dank an. Möge Bodersweier sich weiter gut entwickeln und gedeihen!

Werner Nachmann

„. . . wissen, was geschehen kann, wenn man die Worte Freiheit und Demokratie nicht ernst nimmt. . .“

Ansprache des Vorsitzenden des Direktoriums des Zentralrats der Juden in Deutschland

Herr Oberbürgermeister, Herr Ortsvorsteher Köbel, meine sehr verehrten Damen und Herren, liebe frühere jüdische Bürger dieses Ortes.

Wenn wir heute gemeinsam hier an dieser Stelle eine Gedenktafel enthüllt haben zum Andenken an die früheren Bürger dieses Ortes — Herr Köbel hat dies in sehr eindrucksvollen Worten gesagt — möchte ich daran erinnern, daß es gar nicht selbstverständlich war, daß nach 1945 jüdische Menschen wieder bereit waren (obwohl sie 12 Jahre lang hier keine Menschenrechte mehr genießen konnten), wieder zurückzukommen, um mit der jungen Generation zu versuchen, hier ein neues Leben zu beginnen. Dieses Land zu einer Demokratie werden zu lassen und in die Familie der freien westlichen Länder zu führen, war zur damaligen Zeit eine schwere Entscheidung.

Nach all dem, was geschehen war — wieder Jüdische Gemeinden ins Leben zu rufen, hatte nicht immer die Zustimmung unserer Brüder und Schwestern im Ausland, und es gab dafür zur damaligen Zeit wenig Verständnis. Heute können wir jedoch sagen, daß dieser Schritt richtig war.

Das ganze Hanauerland mit Bodersweier war eine Region, in der sehr viele Juden lebten, eine Region, die weit vor den 12 nazistischen Verbrecherjahren ihren Beitrag zum Aufbau, zur Vermenschlichung, zum Segen dieser Gemeinschaft, zum Segen dieses Landes mit beigetragen hat. Wenn man die Geschichte der kleinen jüdischen Gemeinden in dieser Gegend nachliest und sieht, wie die Juden mit ihren Eigennamen, die man ihnen gegeben hat, doch sowohl den Bauern als auch den kleinen Handwerkern sehr oft zur Seite standen und mit ihnen gemeinsam die Möglichkeiten einer besseren Ertragslage, einer besseren Finanzlage, eines besseren Lebens suchten, so kann man doch feststellen, daß die Verbundenheit der jüdischen Bürger hier so eng war, wie es kaum in einer Großstadt oder in städtischen Gebieten möglich war.

Wenn wir heute diesen Gedenkstein enthüllen, so soll er hauptsächlich dazu dienen, der jungen Generation immer wieder zu erklären, was damals geschehen ist. Meine Damen und Herren, wir wollen nicht die Erinnerung an die damalige Schreckenszeit nur immer wieder wiederholen, um zu sagen, was wir erlitten und durchgemacht haben, sondern wir wollen immer wieder an die 6 Millionen Juden, die im Namen des damaligen Deutschen Reichs ermordet wurden, erinnern, um der jungen Generation klarzumachen, daß sie nur durch das Wissen dessen, was geschehen kann, wenn man das Wort Freiheit und das Wort Demokratie nicht ernst nimmt, Garant für eine gute Zukunft sein kann.



Werner Nachmann während seiner Ansprache

Es fing an mit der Verfolgung und Vernichtung der Juden, und es endete mit der Vernichtung des ganzen Landes.

Und dies soll eine junge Generation wissen, die heute nachwächst und in einigen Jahren die Verantwortung in diesem Land übernimmt. Mit Erschrecken müssen wir es feststellen, daß in dem Wissen vieler jungen Menschen das Judentum nur mit der Zeitspanne 33 bis 45 in Verbindung gebracht wird, nur mit der Zeit, in der Juden verfolgt und ermordet wurden. Es wird schon gar nicht mehr daran gedacht, daß das Judentum jahrhundertelang hier den Aufbau mitschaffte und daß die Juden mit allen christlichen Bürgern hier gemeinsam lebten und gemeinsam sowohl Leid als Freud ertrugen. Und wenn wir immer wieder an diese Zeit denken, so sollten wir in diesem Augenblick daran denken, daß es von der Bevölkerung aus kommen muß, daß alle extremistischen Tendenzen, kommen sie von extrem rechts oder extrem links, nicht nur durch Gesetze verboten werden müßten, sondern daß es ein Aufschrei geben sollte von der jungen Generation, daß die Menschen durch das Wissen dessen, was damit angestellt werden kann, sich darüber im klaren sind, daß sie als freie Bürger dieses Landes von sich aus schnell gegen all diese Tendenzen zu reagieren haben. Wenn wir das Wort Freiheit so oft in den Mund nehmen, so sollten wir auch wissen, daß, um die Freiheit zu erhalten, jeder an seiner Stelle das Nötige tun muß. Und wenn wir alle uns bewußt sind, daß wir in dieser Demokratie zu arbeiten haben, um diese Freiheit immer wieder gegen alle, die sie zerstören wollen, zu verteidigen, dann glaube ich, können wir mit dem

Gedenken durch diese Gedenksteine, durch diese Erinnerungen sicher sein, daß die Zukunft für alle Menschen, die hier leben wollen, eine sehr positive sein wird, und daß wir nie wieder diese Stunden benötigen, um daran zu denken, was für große Verbrechen an Bürgern unter uns geschehen sind. Ich hoffe und wünsche, daß die wenigen Juden, die überlebt und die heute unter uns sind, zurückfahren in ihre neue Heimat, mit der Zuversicht und mit dem festen Bewußtsein, daß sie zumindest nach so vielen Jahren ihren Familien, ihrer neuen Umgebung mitteilen können, daß wir hier das Fundament für eine wahre, zukunftsreiche Demokratie haben, wo jeder jeden achtet, wo das Menschenrecht oberstes Gesetz ist. Sie alle dürfen wissen, daß wir auf diesem Grundstein leben.

Klaus Gülker

„Trauerarbeit"

Textausschnitte aus Sendungen des Südwestfunks Freiburg am 1. und 4. Oktober 1984

Für Bodersweier ist 1984 das Jahr der 1100-Jahr-Feier der Gemeinde. Das Besondere ist nun, wie man in dem kleinen Dorf das große Jubiläum feiert, nicht nur mit bunten Abenden, sondern auch mit einer kritischen Rückbesinnung auf ein unheilvolles Kapitel in der Ortsgeschichte. [. . .]

Zum Jubiläum wurde in diesem Jahr auch eine Dorfchronik geschrieben. [. . .] Auch die Geschichte der Juden im Ort, ihre Verfolgung und ihre Vernichtung unter dem Nazi-Regime, wird beschrieben. Aus der Beschäftigung mit der Chronik entwickelte sich Trauerarbeit. [. . .]

Jetzt wurde auf dem Friedhof von Bodersweier ein Gedenkstein für 17 Juden enthüllt, die als Bürger des Dorfes im Dritten Reich verfolgt wurden und umkamen. Keine einseitige Geste. Überlebende von damals kamen zu dieser Feier in ihre frühere Heimat, aus der sie vertrieben worden waren.

„Ich habe von Bodersweier eigentlich Abstand genommen. Denn durch die schlechten Erfahrungen, natürlich von dem Krieg, von dem, was sich ereignet hatte im Dritten Reich, habe ich von Bodersweier Abstand genommen." — So wie Robert Merklinger ist es vielen früheren Bürgern von Bodersweier gegangen, die den Holocaust im Dritten Reich überlebt haben. Abstand, Distanz? Vielleicht auch Vergessenwollen. Doch kann man das alles vergessen? Robert Merklinger ist einer von denen, die die Einladung annahmen, den alten Ort wieder zu besuchen. Mit ihm kam seine Schwester Recha Thau (sie lebt heute in Amerika), Verwandte von früheren Bodersweierer Juden zudem. Und manche konnten und wollten auch nicht kommen. Die, die kamen, waren gerührt und bewegt von der Bereitschaft der Bodersweierer Bürger, die damalige Zeit nicht zu vergessen. Für die Juden auch ein Blick zurück in ihre Kinderzeit, damals in Bodersweier. Wen hat Recha Thau getroffen? „Die Schulfreundinnen, mit denen ich in die Schule gegangen bin, wo ich

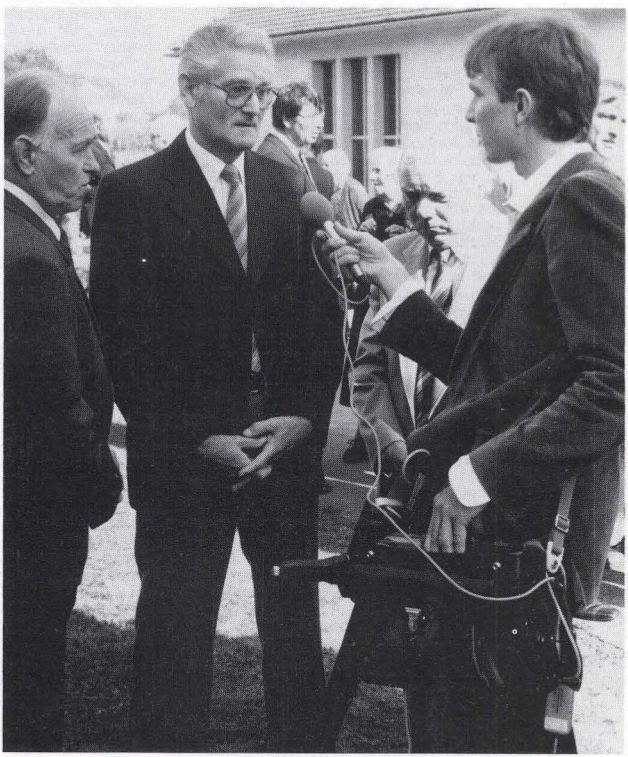
klein war, gespielt habe. Es war sehr erregend. Ich habe niemand mehr erkannt. Nach dem Namen. Aber sie hatten gesagt, ich sehe mir noch gleich. Die haben mich noch erkannt." [. . .]

In Bodersweier war es damals, als die Juden abtransportiert wurden, nicht anders als anderswo. Anderswo hat man alles verdrängt, unter den Teppich gekehrt. In dieser kleinen Gemeinde war das Projekt Anlaß für viele Bürger, sich wieder zu erinnern. [. . .]

Die Leute vom Dorf, die sagen, sie haben erst nach dem Krieg erfahren, was den Juden angetan wurde. Außer einem kam von den Überlebenden unter den früheren jüdischen Mitbürgern keiner zurück. Juden und Bodersweier, scheinbar ein abgeschlossenes Kapitel, überdeckt von Leid, schlechtem Gewissen und Vergessenwollen, auf beiden Seiten. Erst jetzt, eine Generation später, wird das alles aufgearbeitet. [. . .]

Auf der Seite der Juden hat die Initiative des Ortschaftsrates, die Geschehnisse von damals aufzuarbeiten, etwas bewirkt. [. . .]

„Ich habe nicht gedacht, daß die jetzige Bevölkerung sich so umgestellt hat und uns so Vertrauen gegeben hat, um dies zu vergessen." Für Robert Merklinger ist es nicht das letzte Mal gewesen, daß er in seiner früheren Heimat war. „Ich habe jetzt keine Hemmungen mehr, hierher zu kommen."



Südwestfunkmitarbeiter Klaus Gülker befragt Bürger aus Bodersweier nach ihren Erinnerungen

Feierstunde in versöhnlichem Geist

Im Gedenkstein ein Mahnmal sehen

In Bodersweier wurde der Gedenkstein für die Opfer der Judenverfolgung enthüllt

Kehl-Bodersweier (ub). Eine dunkle und blutige Seite der Vergangenheit wurde bei der eindringlichen und bewegenden Feierstunde auf dem Friedhof in Bodersweier in Erinnerung gerufen, als der Gedenkstein für die 17 aus Bodersweier stammenden Opfer der nationalsozialistischen Judenverfolgung enthüllt wurde.

Doch gemildert wurde die Erinnerung an dieses dunkle Kapitel deutscher Geschichte durch den versöhnlichen Geist, der aus den Worten Werner Nachmanns sprach, des Präsidenten des Oberrates der Israeliten in Baden. Zu der Feier hatte sich eine ansehnliche Zahl von Bürgern eingefunden, unter ihnen auch Oberbürgermeister Prößdorf und Geistliche beider Konfessionen.

Ortsvorsteher Wilhelm Köbel sagte in seinem Rückblick auf die Geschichte der Judengemeinde in Bodersweier, daß sich die Juden ganz in das dörfliche Leben eingeordnet hätten; sie hätten mitgearbeitet im Gemeinderat und im Bürgerausschuß, auch im Musik- und im Sportverein; der heute in New York lebende Ludwig Merklinger habe zudem zu den Gründungsmitgliedern des Sportvereins gehört. Die Juden hätten sich wie Patrioten gefühlt und auch verhalten, und von den jüdischen Mitbürgern aus Bodersweier, die am Ersten Weltkrieg als deutsche Soldaten teilgenommen hätten, seien zwei gefallen. Bis zum Ausbruch der nationalsozialistischen Herrschaft seien die Juden in Bodersweier gleichberechtigte Bürger einer geachteten Minderheit gewesen, der dann ein schreckliches Schicksal bereitet worden sei. Kurz streifte Wilhelm Köbel den Lebensweg von Klara Wertheimer, die in einem Vernichtungslager umgekommen ist. „Wir stehen heute fassungslos vor dem Unrecht und Verbrechen, das in unserem Namen, im Namen unserer Eltern geschehen ist", sagte Köbel.

Die Geschichte der Juden sei das traurigste und beschämendste Kapitel in der Chronik von Bodersweier. Wohl könne man dieses Unrecht nicht wiedergutmachen, doch dürfe man diese schrecklichen Ereignisse auch nicht deshalb übergehen, weil sie schon so lange zurückliegen. Zu gering seien Worte angesichts dieses schrecklichen Geschehens, das aber dazu verpflichtet, die Wahrheit zu bekennen, die Verbrechen zu verurteilen, die Opfer zu ehren und stets zu mahnen und zu warnen vor dem menschenverachtenden Nationalismus und Rassismus. Heute bleibe nur zu bitten und zu hoffen, daß die Nachfahren der Opfer ihr Schweigen brächen.

Mit dem aus Bodersweier stammenden Robert Merklinger, dem es gelungen war, aus Bodersweier nach Frankreich zu emigrieren, enthüllte der Ortsvorsteher den schlicht, aber eindrucksvoll gestalteten Gedenkstein, der sich neben dem Gedenkstein der Opfer des Zweiten Weltkrieges befindet.

Für die Juden sei nach 1945 die Rückkehr in das Deutschland, das sie als Untermenschen behandelt hatte, ein schwerer Schritt gewesen, sagte Präsident Werner Nachmann. Er erinnerte daran, daß das Hanauerland eine Region gewesen sei, in der viele Juden lebten, die dazu beigetragen hätten, daß sich das Land zu seinem Vorteil habe entwickeln können. „Sie lebten nicht neben, sondern mit der christlichen Bevölkerung, und es bestand zwischen dieser und den Juden eine engere Verbundenheit als in den großen Städten", sagte Nachmann.

Der Gedenkstein sei als eine Mahnung für die junge Generation aufzufassen. „Wir, die Juden, wollen nicht immer wiederholen, was alles an Schwerem wir erlitten haben", sagte Werner Nachmann, doch die junge Generation müsse wissen und erkennen, was geschehen könne, wenn Freiheit und Demokratie nicht mehr ernst genommen, wenn Menschen nicht als Menschen geachtet würden. Und vielfach werde vergessen, daß auch die Juden in Jahrhunderten am Aufbau der Welt in Deutschland mitgearbeitet hätten.

Einen Extremismus könne man nicht allein durch Gesetze bekämpfen, meinte Werner Nachmann weiter; gegen jeden Extremismus müsse auch ein Protest aus der Bevölkerung spontan laut werden. Werde nun die Mahnung des Gedenksteines befolgt, so werde man auf eine positive Zukunft hoffen dürfen. Und man dürfe auch hoffen, daß die überlebenden Juden mit der Zuversicht aus Deutschland zurückkehrten, daß hier auf den Grundsteinen von Recht und Demokratie gelebt werde.

Zu der Enthüllung des Gedenksteins waren auch ehemalige Bürger aus Bodersweier gekommen, die der Verfolgung entgehen konnten, so der heute in Straßburg lebende Robert Merklinger mit seiner Familie; Merklingers Schwester Recha Thau war aus New York gekommen, ebenfalls von dort kam Trudy Adly mit ihrem Mann. Trudy Adly ist eine Enkelin von Leo Wertheimer aus Bodersweier.

„Kehler Zeitung" vom 2. Oktober 1984

Richard von Weizsäcker

„Ohne Erinnerung kann es keine Versöhnung geben."

Zum 40. Jahrestag der Beendigung des Krieges in Europa und der nationalsozialistischen Gewaltherrschaft

Ausschnitte aus der Gedenkrede des Bundespräsidenten, gehalten am 8. Mai 1985 im Plenarsaal des Deutschen Bundestages

Der 8. Mai 1945 war ein Tag der Befreiung

Viele Völker gedenken heute des Tages, an dem der Zweite Weltkrieg in Europa zu Ende ging. Seinem Schicksal gemäß hat jedes Volk dabei seine eigenen Gefühle. Sieg oder Niederlage, Befreiung von Unrecht und Fremdherrschaft oder Übergang zu neuer Abhängigkeit, Teilung, neue Bündnisse, gewaltige Machtverschiebungen — der 8. Mai 1945 ist ein Datum von entscheidender historischer Bedeutung in Europa.

Wir Deutsche begehen den Tag unter uns, und das ist notwendig. Wir müssen die Maßstäbe allein finden. Schonung unserer Gefühle durch uns selbst oder durch andere hilft nicht weiter. Wir brauchen und wir haben die Kraft, der Wahrheit, so gut wir es können, ins Auge zu sehen, ohne Beschönigung und ohne Einseitigkeit.

Der 8. Mai ist für uns vor allem ein Tag der Erinnerung an das, was Menschen erleiden mußten. Er ist zugleich ein Tag des Nachdenkens über den Gang unserer Geschichte. Je ehrlicher wir ihn begehen, desto freier sind wir, uns seinen Folgen verantwortlich zu stellen. [. . .]

Der 8. Mai war ein Tag der Befreiung. Er hat uns alle befreit von dem menschenverachtenden System der nationalsozialistischen Gewaltherrschaft.[. . .] Wir dürfen den 8. Mai 1945 nicht vom 30. Januar 1933 trennen.

Wir haben wahrlich keinen Grund, uns am heutigen Tag an Siegesfesten zu beteiligen. Aber wir haben allen Grund, den 8. Mai 1945 als das Ende eines Irrweges deutscher Geschichte zu erkennen, das den Keim der Hoffnung auf eine bessere Zukunft barg.

Der 8. Mai ist ein Tag der Erinnerung — Erinnerung ist ehrliches Gedenken

Der 8. Mai ist ein Tag der Erinnerung. Erinnern heißt, eines Geschehens so ehrlich und rein zu gedenken, daß es zu einem Teil des eigenen Innern wird. Das stellt große Anforderungen an unsere Wahrhaftigkeit.

Wir gedenken heute in Trauer aller Toten des Krieges und der Gewaltherrschaft.

Wir gedenken insbesondere der sechs Millionen Juden, die in deutschen Konzentrationslagern ermordet wurden.

Wir gedenken aller Völker, die im Krieg gelitten haben, vor allem der unsäglich vielen Bürger der Sowjetunion und der Polen, die ihr Leben verloren haben.

Als Deutsche gedenken wir in Trauer der eigenen Landsleute, die als Soldaten, bei den Fliegerangriffen in der Heimat, in Gefangenschaft und bei der Vertreibung ums Leben gekommen sind.

Wir gedenken der ermordeten Sinti und Roma, der getöteten Homosexuellen, der umgebrachten Geisteskranken, der Menschen, die um ihrer religiösen oder politischen Überzeugung willen sterben mußten.

Wir gedenken der erschossenen Geiseln.

Wir denken an die Opfer des Widerstandes in allen von uns besetzten Staaten.

Als Deutsche ehren wir das Andenken der Opfer des deutschen Widerstandes, des bürgerlichen, des militärischen und glaubensbegründeten, des Widerstandes in der Arbeiterschaft und bei Gewerkschaften, des Widerstandes der Kommunisten.

Wir gedenken derer, die nicht aktiv Widerstand leisteten, aber eher den Tod hinnahmen, als ihr Gewissen zu beugen.

Neben dem unübersehbar großen Heer der Toten erhebt sich ein Gebirge menschlichen Leids. [. . .] Heute erinnern wir uns dieses menschlichen Leids und gedenken seiner in Trauer. [. . .]



Bundespräsident Richard von Weizsäcker während seiner Ansprache im Deutschen Bundestag

Der Völkermord an den Juden ist beispiellos in der Geschichte

Am Anfang der Gewaltherrschaft hatte der abgrundtiefe Haß Hitlers gegen unsere jüdischen Mitmenschen gestanden. Hitler hatte ihn nie vor der Öffentlichkeit verschwiegen, sondern das ganze Volk zum Werkzeug dieses Hasses gemacht. Noch am Tag vor seinem Ende, am 30. April 1945, hatte er sein sogenanntes Testament mit den Worten abgeschlossen:

„Vor allem verpflichte ich die Führung der Nation und die Gefolgschaft zur peinlichen Einhaltung der Rassengesetze und zum unbarmherzigen Widerstand gegen den Weltvergifter aller Völker, dem internationalen Judentum."

Gewiß, es gibt kaum einen Staat, der in seiner Geschichte immer frei blieb von schuldhafter Verstrickung in Krieg und Gewalt. Der Völkermord an den Juden jedoch ist beispiellos in der Geschichte.

Die Ausführung des Verbrechens lag in der Hand weniger. Vor den Augen der Öffentlichkeit wurde es abgeschirmt. Aber jeder Deutsche konnte miterleben, was jüdische Mitbürger erleiden mußten, von kalter Gleichgültigkeit über versteckte Intoleranz bis zu offenem Haß.

Wer konnte arglos bleiben nach den Bränden der Synagogen, den Plünderungen, der Stigmatisierung mit dem Judenstern, dem Rechtsentzug, den unaufhörlichen Schändungen der menschlichen Würde?

Wer seine Ohren und Augen aufmachte, wer sich informieren wollte, dem konnte nicht entgehen, daß Deportationszüge rollten. Die Phantasie der Menschen mochte für Art und Ausmaß der Vernichtung nicht ausreichen. Aber in Wirklichkeit trat zu den Verbrechen selbst der Versuch allzu vieler, auch in meiner Generation, die wir jung und an der Planung und Ausführung der Ereignisse unbeteiligt waren, nicht zur Kenntnis zu nehmen, was geschah.

Es gab viele Formen, das Gewissen ablenken zu lassen, nicht zuständig zu sein, wegzuschauen, zu schweigen. Als dann am Ende des Krieges die ganze unsagbare Wahrheit des Holocaust herauskam, beriefen sich allzu viele von uns darauf, nichts gewußt oder auch nur geahnt zu haben.

Schuld oder Unschuld eines ganzen Volkes gibt es nicht. Schuld ist, wie Unschuld, nicht kollektiv, sondern persönlich.

Es gibt entdeckte und verborgen gebliebene Schuld von Menschen. Es gibt Schuld, die sich Menschen eingestanden oder abgeleugnet haben. Jeder, der die Zeit mit vollem Bewußtsein erlebt hat, frage sich heute im stillen selbst nach seiner Verstrickung.

Der ganze überwiegende Teil unserer heutigen Bevölkerung war zur damaligen Zeit entweder im Kindesalter oder noch gar nicht geboren. Sie können nicht eine eigene Schuld bekennen für Taten, die sie gar nicht begangen haben.

Kein fühlender Mensch erwartet von ihnen, ein Büßerhemd zu tragen, nur weil sie Deutsche sind. Aber die Vorfahren haben ihnen eine schwere Erbschaft hinterlassen.

Wir alle, ob schuldig oder nicht, ob alt oder jung, müssen die Vergangenheit annehmen. Wir alle sind von ihren Folgen betroffen und für sie in Haftung genommen.

Jüngere und Ältere müssen und können sich gegenseitig helfen, zu verstehen, warum es lebenswichtig ist, die Erinnerung wachzuhalten.

Es geht nicht darum, Vergangenheit zu bewältigen. Das kann man gar nicht. Sie läßt sich ja nicht nachträglich ändern oder ungeschehen machen. Wer aber vor der Vergangenheit die Augen verschließt, wird blind für die Gegenwart. Wer sich der Unmenschlichkeit nicht erinnern will, der wird wieder anfällig für neue Ansteckungsgefahren.

Das jüdische Volk erinnert sich und wird sich immer erinnern. Wir suchen als Menschen Versöhnung.

Gerade deshalb müssen wir verstehen, daß es Versöhnung ohne Erinnerung gar nicht geben kann. Die Erfahrung millionenfachen Todes ist ein Teil des Innern jedes Juden in der Welt, nicht nur deshalb, weil Menschen ein solches Grauen nicht vergessen können. Sondern die Erinnerung gehört zum jüdischen Glauben.

Das Vergessenwollen verlängert das Exil,
und das Geheimnis der Erlösung heißt Erinnerung.

Diese oft zitierte jüdische Weisheit will wohl besagen, daß der Glaube an Gott ein Glaube an sein Wirken in der Geschichte ist.

Die Erinnerung ist die Erfahrung vom Wirken Gottes in der Geschichte. Sie ist die Quelle des Glaubens an die Erlösung. Diese Erfahrung schafft Hoffnung, sie schafft Glauben an Erlösung, an Wiedervereinigung des Getrennten, an Versöhnung. Wer sie vergißt, verliert den Glauben.

Würden wir unsererseits vergessen wollen, was geschehen ist, anstatt uns zu erinnern, dann wäre dies nicht nur unmenschlich. Sondern wir würden damit dem Glauben der überlebenden Juden zu nahe treten, und wir würden den Ansatz zur Versöhnung zerstören.

Für uns kommt es auf ein Mahnmal des Denkens und Fühlens in unserem eigenen Innern an. [. . .]

Lassen Sie sich nicht hineintreiben in Feindschaft und Haß!

Es gab keine „Stunde Null", aber wir hatten die Chance zu einem Neubeginn. Wir haben sie genutzt, so gut wir konnten. An die Stelle der Unfreiheit haben wir die demokratische Freiheit gesetzt.

Vier Jahre nach Kriegsende, 1949, am heutigen 8. Mai, beschloß der Parlamentarische Rat unser Grundgesetz. Über Parteigrenzen hinweg gaben seine Demokraten die Antwort auf Krieg und Gewaltherrschaft im Artikel 1 unserer Verfassung:

Das deutsche Volk bekennt sich darum zu unverletzlichen und unveräußerlichen Menschenrechten als Grundlage jeder menschlichen Gemeinschaft, des Friedens und der Gerechtigkeit in der Welt.

Auch an diese Bedeutung des 8. Mai gilt es heute zu erinnern. [. . .]

Nie gab es auf deutschen Boden einen besseren Schutz der Freiheitsrechte des Bürgers als heute. [. . .]

Hatten sich bei Kriegsende viele Deutsche noch darum bemüht, ihren Paß zu verbergen oder gegen einen anderen einzutauschen, so ist heute unsere Staatsbürgerschaft ein angesehenes Recht.

Wir haben wahrlich keinen Grund zu Überheblichkeit und Selbstgerechtigkeit. Aber wir dürfen uns der Entwicklung dieser vierzig Jahre dankbar erinnern, wenn wir das eigene historische Gedächtnis als Leitline für unser Verhalten in der Gegenwart und für die ungelösten Aufgaben, die auf uns warten, nutzen.

— Wenn wir uns daran erinnern, daß Geisteskranke im Dritten Reich getötet wurden, werden wir die Zuwendung zu psychisch kranken Bürgern als unsere eigene Aufgabe verstehen.
— Wenn wir uns daran erinnern, wie rassisch, religiös und politisch Verfolgte, die vom sicheren Tod bedroht waren, oft vor geschlossenen Grenzen anderer Staaten standen, werden wir vor denen, die heute wirklich verfolgt sind und bei uns Schutz suchen, die Tür nicht verschließen.
— Wenn wir uns der Verfolgung des freien Geistes während der Diktatur besinnen, werden wir die Freiheit jedes Gedankens und jeder Kritik schützen, so sehr sie sich auch gegen uns selbst richten mag. [. . .]

Bei uns ist eine neue Generation in die politische Verantwortung hereingewachsen. Die Jungen sind nicht verantwortlich für das, was damals geschah. Aber sie sind verantwortlich für das, was in der Geschichte daraus wird.

Wir Älteren schulden der Jugend nicht die Erfüllung von Träumen, sondern Aufrichtigkeit. Wir müssen den Jüngeren helfen zu verstehen, warum es lebenswichtig ist, die Erinnerung wachzuhalten. Wir wollen ihnen helfen, sich auf die geschichtliche Wahrheit nüchtern und ohne Einseitigkeit einzulassen, ohne Flucht in utopische Heilslehren, aber auch ohne moralische Überheblichkeit.

Wir lernen aus unserer eigenen Geschichte, wozu der Mensch fähig ist. Deshalb dürfen wir uns nicht einbilden, wir seien nun als Menschen anders und besser geworden. Es gibt keine endgültig errungene moralische Vollkommenheit — für niemanden und kein Land! Wir haben als Menschen gelernt, wir bleiben als Menschen gefährdet. Aber wir haben die Kraft, Gefährdungen immer von neuem zu überwinden.

Hitler hat stets damit gearbeitet, Vorurteile, Feindschaften und Haß zu schüren. Die Bitte an die jungen Menschen lautet:

Lassen Sie sich nicht hineintreiben in Feinschaft und Haß
gegen andere Menschen, gegen Russen oder Amerikaner,
gegen Juden oder Türken, gegen Alternative oder Konservative,
gegen Schwarz oder Weiß.

Lernen Sie, miteinander zu leben, nicht gegeneinander.

Lassen Sie auch uns als demokratisch gewählte Politiker dies immer wieder beherzigen und ein Beispiel geben.

Ehren wir die Freiheit. Arbeiten wir für den Frieden. Halten wir uns an das Recht. Dienen wir unseren inneren Maßstäben der Gerechtigkeit.

Schauen wir am heutigen 8. Mai, so gut wir es können, der Wahrheit ins Auge.

Karl Britz

„Ihr habt mir die Heimat wieder näher gebracht."

Eine Begegnung in New York im August 1985

New York im August 1985. Es ist die Jahreszeit, in der nach Aussage eines Kenners die Riesenstadt für die menschliche Besiedlung ungeeignet ist. Noch schlimmer als die Hitze ist die hohe Luftfeuchtigkeit. Kaum treten wir auf die Straße, kleben uns die Kleider am Leib. Wir haben bereits den Wert der hier weit verbreiteten Klimaanlage, der „Air-Condition", schätzen gelernt.

New York, Schmelztiegel der Völker und Rassen, Sammelbecken von Menschen aus aller Welt, die auf der Suche nach dem Glück hier seßhaft geworden sind, die der wirtschaftlichen Not in ihrer alten Heimat entgehen wollten, die gar nicht freiwillig hierher gekommen sind, sondern denen die Stadt nach der Flucht vor Verfolgung aus politischen oder rassischen Gründen zur nicht allzu sehr geliebten aber sicheren Bleibe wurde.

Albert Adley hatte uns am Flughafen abgeholt und in seine Wohnung gebracht. Hier hatten wir mit ihm und seiner Frau Trudy Wiedersehen gefeiert. Wir kennen uns seit Herbst 1984, als das jüdische Ehepaar aus Anlaß der 1100-Jahr-Feier in Bodersweier zu Gast war. Albert ist gebürtiger Schweizer, Trudy stammt aus Konstanz und ist eine Enkelin des Bodersweierer Viehhändlers Leo Wertheimer. Trudy wurde 1940 mit ihrer Mutter Clara wie die meisten badischen Juden nach Gurs deportiert; die Emigration nach Amerika war jedoch möglich, bevor die Abtransporte in die Vernichtungslager begannen.

Nachdem wir schon einen Tag gemeinsam in der Stadt verbracht haben, holen uns die Adleys an einem späten Vormittag mit ihrem Auto an unserem Hotel im Stadtzentrum ab. Wir fahren auf der 45. Straße quer durch Manhattan bis an die Westseite der Insel, zum Ufer des Hudson-Flusses. An den Hafenanlagen vorbei geht es auf der Autobahn in Richtung Norden. „Dies hier ist die Gegend des Vierten Reichs", sagt Albert, und wir wundern uns. „Ja, hier wohnen seit dem Zweiten Weltkrieg sehr viele deutsche Juden, die im Dritten Reich nicht bleiben durften." Wir lachen, aber der Sarkasmus ist uns bewußt. Außerhalb der bebauten Zone, auf einer kleinen Anhöhe am nördlichsten Zipfel Manhattans, ist die Hitze erträglicher. Hier, in einem schattigen Park um „The Cloisters" (einem nachgebauten europäischen Kloster des Mittelalters) halten wir uns länger auf und unterhalten uns.

Dann machen wir uns auf den Weg zu einem Treffen mit ehemaligen jüdischen Mitbürgern aus Bodersweier, die alle hier in der Gegend wohnen. Dies ist nicht mehr das New York der Wolkenkratzer mit Weltstadtflair, dies ist ein



„Wertheimers" — ein Kaufhausname in New York ruft Erinnerungen an jüdische Bürger aus Bodersweier wach, die den gleichen Namen trugen

unauffälliger Stadtbezirk mit Wohn- und Geschäftshäusern ohne erkennbaren Luxus. Zuerst geht es zu Trudys Tante Emily Rotschild, den alten Bodersweierern besser bekannt als „'s Leos Emilie." Emilie ist 85 Jahre alt. Man sieht es ihr an, daß es halt nicht mehr so gut geht wie es soll. Sie stützt sich auf einen Stock, als sie aus ihrem Haus, einem einfachen Mietsblock, tritt. In Gedanken ist sie in „Bodeschwier." Sie strahlt und zeigt offen ihr Gefühl der Freude über die Begegnung. Im Auto spricht sie von ihrem schon lange verstorbenen Mann und daß sie jetzt schon bald 40 Jahre in dieser Wohnung lebe. „In letzter Zeit träum' ich so viel von Bodeschwier."

Inzwischen erreichen wir den vereinbarten Treffpunkt, ein einfaches Restaurant, das „Dyckman House." Hier warten weitere ältere Herrschaften auf uns. Ihre Namen sind uns wohlbekannt, wir standen auch schon in Briefwechsel mit ihnen, sehen sie aber heute zum ersten Mal. Der Empfang ist aber so, als träfe man alte Bekannte wieder, mit denen man viel Gemeinsames hat. Wie in Amerika üblich, stellen wir uns mit den Vornamen vor und reden uns auch so an. Da ist Marta Levi, „'s Leos Marta", Emilies Schwester. „Ich bin die Meta", sagt Meta Weil, „'s Isers Meta" aus der Querbacher Straße. Und schließlich ist da auch Ludwig Merklinger, „'s Josefe Ludwig", mit seiner so liebevollen Frau Hilde. Sie stammt aus Köln.

Wir gehen alle in das Lokal, doch trotz Klimaanlage macht uns die Schwüle zu schaffen. „Warum müßt ihr ausgerechnet im August nach New York kommen?" meint Meta, sieht aber schließlich ein, daß wir halt an die

Ferienzeit gebunden sind. Im Nu ist ein lebhaftes Gespräch im Gange. Wie gut, daß wir zu zweit sind, sonst könnte man den vielen Fragen und Ansprachen überhaupt nicht gerecht werden. Alles spielt sich in breitem Dialekt ab. Das Personal schaut verwundert. Für einen Augenblick macht es mich vergessen, in Amerika zu sein, und ich gebe eine Getränkebestellung auf badisch auf. Der konsternierte Blick der Kellnerin holt mich in die Wirklichkeit zurück.

Nicht der Holocaust, die schlimmen Erfahrungen der Nazi-Zeit, spielen beim Gespräch die zentrale Rolle, sondern die Erinnerung an die Zeit, als diese Menschen noch als geachtete Mitbürger in Bodersweier lebten. ,,Wie geht es der Murre-Marie und dem Baase-Albert, wie dem Adler-Gretel — sie wohnt doch in Lautenbach?" fragt Meta. ,,Wir hatten eine gute Nachbarschaft dort beim Ochsen", sagt Marta, ,,wir waren ins Schmiedmichels und ins Mülljörje daheim." Und Ludwig Merklinger erkundigt sich nach dem Fußballverein, dem Hoppe-Marcel, der Emma vom Grünen Wald und nach der Glaser-Käth. ,,Kennt ihr nicht 's Hebamme-Karl und 's Merze-Gretel von Auenheim? Steht der Birnbaum vor unserem Haus noch?"

Manchmal scheint die Vergangenheit sehr nahe zu rücken, für Emilie so nahe, daß sich die Generationen für einen Augenblick verwischen. Sie meint, mich noch aus ihrer Bodersweierer Zeit zu kennen, aber ich muß ihr sagen, daß ich bei ihrer Emigration noch gar nicht geboren war. Wir staunen, wie gut diese New Yorker mit den persönlichen Verhältnissen alter Bekannter aus Bodersweier noch vertraut sind und zum Teil auch über neuere Informationen verfügen. Wir wissen nicht auf alle Fragen Antwort, erhalten aber reichlich ,,Hausaufgaben", sollen Grüße an verschiedene Leute in der alten Heimat bestellen. Wir tauschen kleine Geschenke aus zur Erinnerung an diese Begegnung.

In New York kann man leben, ohne ganz Amerikaner zu werden. Denen, die wir hier getroffen haben, ist dies auch nicht vollkommen gelungen. Meta Weil, so hat man den Eindruck, hat sich am besten mit dem amerikanischen



Emily Rotschild-Wertheimer, ,,'s Leos Emilie", mit ihrer Nichte Trudy Adley am 15. 8. 1985 in New York

Lebensstil zurechtgefunden, vielleicht auch deshalb, weil sie Nachkommen in Amerika hat. Sie ist sich jedoch ihrer Herkunft wohl bewußt. Zweimal war sie nach dem Kriege schon in Bodersweier. „Den Birnbaum vor unserem Haus habe ich sehr vermißt." Insgeheim wünscht sich jeder, daß die Zeit stehen geblieben sei. Aber endgültig zurück habe sie nicht mehr gewollt, meint Meta. Man bleibe lieber bei der Stiefmutter, von der man gut behandelt worden sei, anstatt zur Mutter zurückzukehren, die einen aus der Familie ausgestoßen habe. An solchen Äußerungen merken wir, daß das erlittene Unrecht nicht vergessen werden kann, das Unrecht, begangen von einer von Verbrechern geblendeten „Mutter Deutschland", die viele ihrer Kinder umbrachte, wenn sie sich nicht vorher zu einer „guten Stiefmutter" wie Amerika flüchten konnten.

Wenn man den Wertheimer-Schwestern Emilie und Marta in Bodersweier begegnete, würde man sie auch heute noch als Einheimische betrachten. Emilie war vor 25 Jahren per Schiff in Europa und auch in ihrem Heimatort. Wir sind uns damals flüchtig begegnet. Marta hat Amerika nicht mehr verlassen. „Ich bin noch nie in einem Flugzeug geflogen. Unsere Jugendzeit war ruhig und ohne Probleme, die im Alter und in der Millionenstadt nun an uns herantreten."

Ludwig Merklinger, in Bodersweier stark im Fußballverein integriert, hängt mit Wehmut an seiner alten Heimat. Aus gesundheitlichen Gründen konnte er Besuchseinladungen bisher nicht folgen, aber unterschwellig fürchtet er auch die seelischen Belastungen des Wiedersehens. Seine Frau Hilde wäre trotz gesundheitlicher Beschwerden gerne mit ihm gereist, wenn die Umstände es ermöglicht hätten. Ludwig Merklinger ist seinem Gewerbe, dem Handel, treu geblieben. Früher bereiste er für das elterliche Geschäft die Nachbardörfer von Bodersweier, heute ist er, obwohl er das 70. Lebensjahr längst überschritten hat, noch gelegentlich als Handelsvertreter mit dem Auto im Raume New York unterwegs und beliefert Friseurgeschäfte mit Bedarfsartikeln. Er kann gut originelle Witze erzählen.

Als sich die Runde wegen der Hitze und Schwüle früher als gewünscht auflösen muß, lädt Ludwig Merklinger uns ein, mit ihm und seiner Frau noch in ihre Wohnung zu kommen. Sie befindet sich in einem ruhigen, gepflegten Mietshaus an der 190. Straße und ist freundlich eingerichtet. Vom Wohnzimmer hat man einen Blick auf den Hudson-Fluß, auf die Steilküste von New Jersey und die Washington-Brücke. Ludwig und Hilde bewirten uns mit Erfrischungen. Sie erzählen aus ihrem Leben. „Wir fühlen uns wohl hier", sagt Hilde. „Gerade jetzt im Alter wäre es aber schön, wenn wir Kinder hätten. Zweimal mußten wir ganz von vorn anfangen, in England und dann in Amerika. Da war es vielleicht gut, daß Kinder das nicht mitmachen mußten." Ludwig erzählt, daß er nach dem Krieg einem ortsansässigen Nazi einen „Persilschein" schrieb, damit dieser aus der Internierung freikam. „Als aber ein weiteres Begehren dieser Art bei mir eintraf, habe ich es in den Papierkorb geworfen." Wer will es ihm verdenken, ihm, dessen Eltern von diesem Regime ermordet wurden? Später begleitet er uns zur Bushaltestelle in der Nähe des



Vor dem Abschied: Marta Levi, Emily Rotschild, Hilde und Ludwig Merklinger, Meta Weil und Johanna Britz (von links) am 15. 8. 1985 vor dem „Dyckman House" in New York

Wohnhauses. Ein letztes Winken, und der Bus bringt uns in fast einstündiger Fahrt zurück ins Stadtzentrum.

Abends klingelt im Hotelzimmer das Telefon. Ludwig Merklinger meldet sich. Es ist ihm ein Bedürfnis, nochmals mit uns zu sprechen. „Ihr habt mir die Heimat wieder nähergebracht." Dann noch ein Anruf von Meta Weil. Wir unterhalten uns angeregt, und Meta gibt uns ein paar Tips für die Weiterreise. Einen halben Monat später haben wir noch in Chicago Gelegenheit, mit Alice Meier zu telefonieren, bekannt unter dem Namen „'s Franke Alice". Sie lebt hier in einem Alterswohnheim. Ihre Stimme wirkt vital und beherzt. Wir unterhalten uns über die Chronik von Bodersweier, aber sie erwähnt nicht die Geschichte der Judengemeinde. Viel mehr bewegt sie das Foto vom Mandolinenclub, auf dem sie abgebildet ist. Gute Erinnerungen bleiben besser haften. Marta Levi schickt uns einen herzlichen Brief nach Bodersweier.

Wir haben uns angefreundet, obwohl Tausende von Kilometern uns trennen und wir verschiedenen Generationen mit sehr unterschiedlichen Erfahrungen angehören, ja, wir sind erfreut und dankbar, daß diese Menschen uns ohne Vorbehalte akzeptieren, obwohl wir aus ihrer alten Heimat kommen, die sie so sehr enttäuscht hat. Die Art, wie sie uns begegneten, zeigt, daß der Akt des Erinnerns und Gedenkens in Bodersweiers Jubiläumsjahr 1984 von ihnen als ein spätes, aber nicht zu spätes Zeichen verstanden wird: ihre alte Heimat will ihre Juden nicht vergessen, sie, denen ein verbrecherisches Regime einst das Recht absprach, als Bürger und Menschen in Deutschland zu leben.

Quellen

„Geduldet und geachtet, . . ." (S. 4—30):
Bodersweier — Berichte, Erzählungen und Bilder aus der Geschichte eines Dorfes im Hanauerland, herausgegeben vom Ortschaftsrat Bodersweier 1984

„Ohne Erinnerung kann es keine Versöhnung geben." (S. 39—43):
Richard von Weizsäcker: Zum 40. Jahrestag der Beendigung des Krieges in Europa und der nationalsozialistischen Gewaltherrschaft; Ansprache am 8. Mai 1985 in der Gedenkstunde im Plenarsaal des Deutschen Bundestages Bundespräsidialamt Bonn 1985

Abbildungen (mit Seitenangabe):

Karl Britz (46, 48)
Bundesbildstelle Bonn (40; Nr. 70 324/36)
Erich End (Titelbild, 33, 35, 37)
Kehler Zeitung (18, 33)
Hans Nußbaum (27, 45)
Planungsamt Kehl (28)
Privatbesitz (11, 12, 24)

Bei uns ist eine neue Generation in die politische Verantwortung hereingewachsen. Die Jungen sind nicht verantwortlich für das, was damals geschah. Aber sie sind verantwortlich für das, was in der Geschichte daraus wird.

Wir Älteren schulden der Jugend nicht die Erfüllung von Träumen, sondern Aufrichtigkeit. Wir müssen den Jüngeren helfen zu verstehen, warum es lebenswichtig ist, die Erinnerung wachzuhalten. Wir wollen ihnen helfen, sich auf die geschichtliche Wahrheit nüchtern und ohne Einseitigkeit einzulassen, ohne Flucht in utopische Heilslehren, aber auch ohne moralische Überheblichkeit.

Wir lernen aus unserer eigenen Geschichte, wozu der Mensch fähig ist. Deshalb dürfen wir uns nicht einbilden, wir seien nun als Menschen anders und besser geworden.

Es gibt keine endgültig errungene moralische Vollkommenheit — für niemanden und kein Land! Wir haben als Menschen gelernt, wir bleiben als Menschen gefährdet. Aber wir haben die Kraft, Gefährdungen immer von neuem zu überwinden.

Die Bitte an die jungen Menschen lautet:
Lassen Sie sich nicht hineintreiben in Feindschaft und Haß
gegen andere Menschen,
gegen Russen oder Amerikaner,
gegen Juden oder Türken,
gegen Alternative oder Konservative,
gegen Schwarz oder Weiß.
Lernen Sie, miteinander zu leben, nicht gegeneinander.

Lassen Sie auch uns als demokratisch gewählte Politiker dies immer wieder beherzigen und ein Beispiel geben.
Ehren wir die Freiheit.
Arbeiten wir für den Frieden.
Halten wir uns an das Recht.
Dienen wir unseren inneren Maßstäben der Gerechtigkeit.
Schauen wir, so gut wir es können, der Wahrheit ins Auge.

Richard von Weizsäcker